

Harry
Belafonte
mit Michael Shnayerson
My Song

Die Autobiographie

Deutsch von
Kristian Lutze, Silvia Morawetz
und Werner Schmitz

Kiepenheuer
& Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2012

Titel der Originalausgabe: *My Song: a memoir* bei Alfred A. Knopf, New York

Copyright © 2011 by Harry Belafonte

All rights reserved

Deutsch von Kristian Lutze, Silvia Morawetz und Werner Schmitz

© 2012, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © Pamela Belafonte

Gesetzt aus der Aldus

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN 978-3-462-04408-9

1

Spätabends klingelte in meiner New Yorker Wohnung das Telefon. Es war die Nacht des 4. August 1964. Eine Nacht der Trauer und Wut für alle von uns in der Bürgerrechtsbewegung, besonders aber für die in Mississippi. »Wir haben hier unten eine Krise«, sagte der junge Mann am Telefon. »Wir brauchen Hilfe.«

Zu Beginn dieses schicksalsschweren Sommers waren Hunderte Freiwillige – die meisten davon Studenten, darunter auch viele Weiße – aus dem Norden gekommen, um im Süden schwarze Wähler zu registrieren und die schwarzen Bewohner der ländlichen Gebiete bei der Ausübung ihrer Bürgerrechte zu unterstützen. Sie alle wussten, wie gefährlich ihre Arbeit sein würde. Und sie alle zogen unbewaffnet in den Kampf für Bürgerrechte in einem Bundesstaat, der von fanatischen Befürwortern der Rassentrennung beherrscht wurde.

Die Polizei von Mississippi stand bereit, sie beim kleinsten Anlass zusammenzuschlagen und ins Gefängnis zu stecken. Noch Schlimmeres war vom Ku-Klux-Klan zu erwarten. Wie viel schlimmer, erfuhren wir alle an diesem Tag. In der Nähe von Philadelphia, Mississippi, wurden in einem flachen Grab verscharrt die Leichen von drei Freiwilligen gefunden, die seit dem 21. Juni vermisst wurden. Michael Schwerner, James Chaney und Andrew Goodman – zwei von ihnen weiß, einer schwarz – waren wegen eines angeblichen Verkehrsverstoßes verhaftet, für kurze Zeit eingesperrt und nach Einbruch der Dunkelheit laufen gelassen worden, woraufhin sie in einen Hinterhalt des KKK gerieten. Alle drei wurden übel zusammengeschlagen und dann erschossen. Chaney, der Schwarze unter ihnen, wurde gefoltert und verstümmelt.

Ich hatte zur Finanzierung des Mississippi Freedom Summer eine Menge Geld aufgetrieben. Ich hatte alle Top-Entertainer, die ich kannte – Frank Sinatra, Lena Horne, Henry Fonda, Marlon Brando, Joan Baez, das Kingston Trio, Dick Gregory und viele andere –, um Geldspenden oder um eine Beteiligung an Benefizkonzerten gebeten. Mit diesem Geld ließ sich schon einiges bezahlen: Benzin und Autos, Unterbringung und Verpflegung. Aber jetzt wurde noch mehr gebraucht. Sehr viel mehr.

Ursprünglich war geplant gewesen, dass die Studenten für jeweils zwei Wochen in den Süden kommen und dann durch andere ersetzt werden sollten. Aber nach dem rätselhaften Verschwinden von Schwerner, Chaney und Goodman wollte niemand weg. Jetzt wo man die Leichen gefunden hatte, wollten all diese Freiwilligen nicht nur den ganzen Sommer, sondern auch noch den Herbst über bleiben. »Es ist gut, dass sie bleiben«, erklärte Jim Forman, der junge Mann, der mich an diesem Abend anrief. Jim war de facto der Leiter des Student Nonviolent Coordination Committee (SNCC), einer von mehreren Bürgerrechtsgruppen unten im Süden. »Denn wenn sie jetzt oder Ende August gehen, wird der Klan behaupten, er hätte sie verjagt, und die Presse wird es auch nicht anders darstellen. Aber wenn sie bleiben, können wir noch Tausende weitere Wähler registrieren. Das Problem ist nur, dass uns das Geld fehlt, um sie alle hierzubehalten.«

»Wie viel braucht ihr?«, fragte ich.

»Mindestens fünfzigtausend Dollar.«

Ich sagte, okay, das wäre machbar, und fragte, wie eilig es wäre.

»In zweiundsiebzig Stunden werden wir den Rest unseres Budgets aufgebraucht haben«, sagte Forman. Und bevor der junge Mann auflegte, bemerkte er noch etwas: »Das könnte sehr hässlich werden«, sagte er ruhig. »Viele Leute hier sagen, jetzt reicht's, zum Teufel mit dem Gewaltverzicht. Manche bewaffnen sich schon. Ich mache mir Sorgen, dass sie die Sache selbst in die Hand nehmen.«

Jetzt war die Frage, wo ich das Geld herkriegeln sollte und wie ich es nach Greenwood, Mississippi, schaffen konnte. Ich hätte die 50 000 von meinen eigenen Ersparnissen nehmen können – bereits in seiner Gründungsphase hatte ich dem SNCC einen Betrag in fast dieser Höhe gestiftet, und auch danach war ich nicht knauserig gewesen. Für mich selbst wäre das kein großes Problem, aber wenn es um Geld ging, musste ich auch an meine Familie denken. Paul Robeson, der brillante Schauspieler, Sänger und Aktivist, dessen Weg ich zu folgen versucht habe, seitdem ich erwachsen bin, hatte so viel Geld für soziale Zwecke gespendet, dass seine Feinde, insbesondere die Regierung, leichtes Spiel gehabt hatten, nachdem er in den 1940er-Jahren als Kommunist auf die schwarze Liste gesetzt worden war. Er hatte eine beachtliche Streitmacht gegen sich, angeführt von J. Edgar Hoover und dem FBI, und mit tatkräftiger Unterstützung durch Senator Joseph McCarthy hatten sie die Carnegie Hall und andere amerikanische Veranstaltungsorte dazu gebracht, ihn nicht mehr zu engagieren. Schließlich hatten sie auch noch seinen Pass beschlagnahmt, sodass er auch nicht mehr im Ausland sein Geld verdienen konnte. Als seine Ersparnisse aufgebraucht waren, versank Paul in eine Phase tiefer Depression. Diese Geschichte vor Augen, beschloss ich, den Großteil des benötigten Geldes bei anderen aufzutreiben. Innerhalb von zwei, vielleicht drei Tagen. Dazu kam die Frage, wie das Geld nach Mississippi kommen sollte. Schließlich konnte ich es nicht einfach telegrafisch anweisen und dann einen schwarzen Bürgerrechtsaktivisten zu einer Western-Union-Filiale vor Ort schicken, um zu fragen, ob er bitte seine 50 000 Dollar haben könne. Das hätte er keine Viertelstunde überlebt. Einem weißen Freiwilligen wäre es nicht anders ergangen. Die Banken, diese feinen Institute, die sich alle im Besitz der weißen Machtelite von Mississippi befanden, waren genauso ausgeschlossen.

Das Geld konnte nur in bar dort hingebraucht werden. Und falls mir nicht noch was Besseres einfiel, würde ich das selbst erledigen müssen.

Julie, meine Frau, blieb in unserer Wohnung an der West End Avenue, um dort eine Wohltätigkeitsveranstaltung zu organi-

sieren. Ich flog nach Chicago. Der Kolumnist Irv Kupcinet, der in seiner Stadt genauso viel Einfluss hatte wie Walter Winchell in New York, trommelte in kürzester Zeit Dutzende Gäste in seinem Haus zusammen. Weiße Leute, die ihre Scheckbücher mitbrachten. Wie kam es, dass ich als schwarzer Entertainer so viel Gewicht bei Irv und seinen Freunden hatte? Unsere Freundschaft ging auf meine Anfangstage als Sänger in den frühen Fünfzigern zurück, als ich durch die Clubs tingelte, aber unser guter persönlicher Draht war nicht alles. Ohne wirklich zu wissen, wie und woher, besaß ich die Fähigkeit, mich über die Rassenschranke hinwegzusetzen. Das lag nicht nur an mir, sondern gewiss auch an den Zeitumständen. Aufgerüttelt von dem schockierenden Mord an den Freiwilligen, überschütteten Irvs Gäste mich geradezu mit Schecks und Bargeld – insgesamt 35 000 Dollar –, als wäre ich ein wichtiger Repräsentant der Bürgerrechtsbewegung. Und in gewisser Weise, an diesem Ort und an diesem Abend, war ich das auch. Ein Ausflug nach Montreal brachte mir zusätzliche 20 000 Dollar ein.

Zurück in New York, bekamen Julie und ich bei unserem Benefizball weitere 15 000 zusammen. Die Zeit lief mir davon: Ich hatte gehofft, auf 100 000 Dollar zu kommen, aber nun mussten 70 000 reichen. Doch auch der Betrag machte mir Mut. Und was mir noch mehr Mut machte, war, dass ich einen Begleiter für die Reise gefunden hatte: meinen alten Freund aus unserer gemeinsamen Zeit als darbende Schauspieler in Harlem, Sidney Poitier.

Sidney und ich waren wie Brüder. Unsere Geburtstage lagen nur acht Tage auseinander, wir hatten beide westindische Wurzeln und waren von der Sehnsucht getrieben, unseren drückend armen Verhältnissen zu entkommen. Kaum zu glauben, dass wir es beide geschafft haben, unseren Traum zu verwirklichen und Entertainer zu werden. Sidney war *der* schwarze Schauspieler in Hollywood. Ich hatte meine ersten Erfolge als Sänger gehabt, dann aber auch am Broadway und in Hollywood Triumphe gefeiert. Kurz gesagt: Wir waren damals die zwei bekanntesten schwarzen Entertainer der Welt. Wie Brüder konkurrierten wir auch heftig miteinander und hatten

unsere politischen und persönlichen Differenzen. Zum Beispiel war Sidney viel vorsichtiger als ich. »An was für Schutzmaßnahmen hast du gedacht?«, fragte er umsichtig, als ich ihn bat, mich zu begleiten.

»Darüber habe ich mit Bobby gesprochen«, sagte ich. Robert F. Kennedy war nach der Ermordung seines Bruders auch unter Präsident Johnson Justizminister geblieben. Er hatte mich an Burke Marshall verwiesen, den Leiter der Abteilung für Bürgerrechte im Justizministerium. Beide wussten, was für ein Risiko ich einging. Bei dem vergifteten Klima von Mississippi war es durchaus denkbar, dass jemand vom Klan mich niederschießen würde. Diesen reichen Negersänger aus New York umlegen, der sich zu wissen einbildet, was für den Süden gut ist? Zehn Punkte! Marshall ließ mich am Telefon ausreden und notierte sich meinen Reiseplan. Das alles erzählte ich Sidney, wobei ich vielleicht ein bisschen übertrieb. »Marshall ist an der Sache dran«, versicherte ich ihm. »Das heißt: Wir stehen auf der ganzen Reise unter dem Schutz der Regierung.«

»Auf der ganzen Reise«, wiederholte Sidney.

»Richtig«, sagte ich. »Außerdem wird es ihnen schwerer fallen, zwei schwarze Stars umzulegen als bloß einen. Gemeinsam sind wir stark, Mann.«

»Okay«, sagte Sidney finster. »Aber danach, Harry?«

»Ja?«

»Ruf mich nie wieder an.«

Ich kannte Sidney gut genug, um zu wissen, dass er das nicht ernst meinte – zumindest in diesem Augenblick. Ich nahm seine Wut als Scherz und ging mit einem Lachen darüber hinweg, aber ich lachte allein. Ohne weitere Begleitung und ziemlich schweigsam stiegen wir zwei in Newark, New Jersey, in den Flieger, der uns nach Jackson, Mississippi, bringen sollte. Ich hatte die Schecks eingelöst und trug jetzt insgesamt 70000 Dollar in kleinen Scheinen in einer schwarzen Arzttasche mit mir herum. In diesen längst vergangenen Zeiten fragte uns kein Mensch danach, was wir da in der Tasche hatten. Wir wurden einfach von einer Stewardess an Bord gewinkt.

Unser Flug war der letzte, der an diesem Abend in Jackson

landete. Jim Forman und zwei andere SNCC-Freiwillige erwarteten uns, ansonsten war der Terminal so gut wie menschenleer. Abgesehen von einem Schwarzen, der seinen Besen durch die Halle schob, war niemand da. Sidney sah mich wütend an. »Ist das dein Regierungsschutz?«

»Wahrscheinlich ein verkleideter FBI-Agent«, sagte ich, woberüber Sidney nicht mal schmunzeln konnte.

Die Freiwilligen führten uns in die schwüle Mississippi-Nacht hinaus zu einer privaten Startbahn, wo eine kleine Cessna wartete. Der Pilot, ein Weißer, begrüßte uns äußerst sachlich und mit starkem Südstaatenakzent. Beim Einsteigen beobachtete ich ihn verstohlen. War er einer vom Klan und lockte uns in eine Falle? Es hätte mich nicht gewundert.

Ich wurde zunehmend nervöser, während das winzige Flugzeug Kurs auf Greenwood nahm. Der Flug war holprig. Den Piloten schien das nicht zu beunruhigen, wir aber hielten jeden Hopper der Maschine für den Anfang vom Ende.

Endlich landeten wir auf dem Flughafen von Greenwood, der aus einer Schotterpiste und einem Schuppen bestand. Der Pilot rollte daran vorbei, dann wieder zurück, ließ uns aussteigen und flog sofort wieder los. Was wusste er, was wir nicht wussten? Ich sah mich um, die Dunkelheit war so beklemmend wie die Hitze. Noch nie hatte ich eine so schwarze Nacht erlebt. Ich musste an ein Gedicht von James Weldon Johnson denken, »Die Schöpfung«:

*... so weit das Auge Gottes sah
Lag alles tief in Finsternis.
So schwarz wie hundert Mitternächte
im dunkelsten Zypressensumpf.*

Ein paar weitere SNCC-Freiwillige erwarteten uns mit zwei Wagen, um uns in die Stadt zu bringen. Sidney und ich setzten uns auf den Rücksitz des einen, Jim Forman nahm vorne neben dem Fahrer Platz, einem jungen SNCCer namens Willie Blue. Die anderen stiegen in den zweiten Wagen. An beiden Autos war der Lack angeraut, damit sie nicht glänzten. Eine

gute Vorsichtsmaßnahme, aber nicht gut genug: Als Willie und der andere Fahrer die Motoren anließen, flammte auf der anderen Seite des Flugfeldes eine lange Reihe Scheinwerfer auf. »Das muss die Bundespolizei sein«, sagte ich zu Sidney. Aber es war nicht zu übersehen, dass die Scheinwerferpaare alle zu verschiedenen Autofabrikaten gehörten. Willie Blue zerschlug meine Hoffnungen. »Von wegen Polizisten«, brummte er. »Das ist der Klan.«

Statt von der Scheinwerferfront in Richtung Hauptstraße wegzufahren, rasten Willie und der andere mit vollem Tempo darauf zu. Schon konnten wir die Umrisse von drei oder vier alten Pickups erkennen. Dann aber, als hätten sie das vorher abgesprochen, rissen Willie und der andere plötzlich die Steuer herum und bogen auf eine holprige Nebenstraße ab, wo sie das Tempo drosselten. Die Pickups schlichen in langer Reihe hinter uns her.

»Warum fahren Sie nicht schneller?«, schrie ich. Willie hielt sich exakt ans Tempolimit, vierzig Meilen die Stunde. »Schneller, Mann!«

»Nein«, schrie Willie zurück. »Genau darauf warten die nur. Die haben hier irgendwo einen Polizisten im Hinterhalt, der uns wegen Geschwindigkeitsüberschreitung festnehmen soll. Der bringt uns auf die Wache, und wenn er uns nach einer Stunde laufen lässt, warten draußen noch mehr vom Klan. So machen die das. So sind auch diese Jungs ums Leben gekommen.«

Der erste Pickup hinter uns beschleunigte jetzt, um uns zu überholen. Durchs Heckfenster sahen wir, dass der Wagen einen starken Holzbalken quer vor dem Kühlergrill montiert hatte – eine Art Rammbock – und kein Nummernschild. Willie steuerte in die Mitte der zweispurigen Straße, damit der Pickup nicht an uns vorbeikam, worauf der uns von hinten rammte. »Wir dürfen die nicht neben uns lassen«, schrie Willie. »Dann schießen sie.«

Willie schaltete sein Walkie-Talkie ein und sprach mit dem SNCC-Büro in Greenwood. Eine knisternde Stimme antwortete: »Wir sind unterwegs.«

Der Pick-up rammte uns weiter, aber Willie blieb stur auf der Mitte der Straße und rückte jedes Mal ein bisschen nach links, wenn der Pick-up sich neben uns zu setzen versuchte. Zwei oder drei entsetzliche Minuten später, die mir wie eine Ewigkeit vorkamen, tauchte vor uns ein Konvoi aus Richtung Greenwood auf. »Das sind sie«, sagte Willie. Der Rettungstrupp vom SNCC. Mein Herz schlug immer noch heftig, aber wenigstens konnte ich jetzt wieder atmen.

Als der Konvoi näher herankam, wurden die Pick-ups langsamer und fielen hinter uns zurück. Und dann hörten wir Schüsse, mindestens ein Dutzend. Ob die Klanleute auf uns schossen oder nur in die Luft feuerten, ließ sich nicht feststellen. Niemand wurde getroffen, auch nicht unsere Autos. Als wir im Schutz des SNCC-Geschwaders von der Hauptstraße abbogen, sahen wir die Pick-ups geradeaus weiterfahren, und wieder fielen Schüsse.

Der Konvoi brachte uns nach Greenwood hinein und weiter zur Elks Hall, wo Hunderte von Freiwilligen versammelt waren. Sie hatten den ganzen Tag mit hitzigen Debatten über die nächsten Schritte verbracht und waren entsprechend müde und angespannt. Die meisten der diskutierten Optionen standen oder fielen mit uns. Als Sidney und ich den Raum betraten, brach die Hölle los. Sidney und ich hatten in unserem Leben wirklich schon viel Beifall gehört, aber noch nie ein solches Freuden geschrei. Nach wochenlangem gefährlichen Einsatz waren diese Freiwilligen mit den Nerven am Ende. Dass zwei schwarze Weltstars zu ihnen kamen, um ihnen ihre Solidarität zu bekunden, bedeutete ihnen sehr viel – und uns nicht weniger.

Die Menge stimmte ein Freiheitslied an, und dann noch eins – Spirituals, aus denen diese tapferen jungen Leute Tag für Tag Trost und Mut geschöpft hatten. Schließlich ergriff Sidney das Wort. »Ich bin siebenunddreißig Jahre alt«, sagte er. »Ich bin mein ganzes Leben lang einsam gewesen ... weil ich keine Liebe gefunden habe ... aber in diesem Raum ist mehr als genug davon.« Dann wandte er sich an mich. Ich wartete noch kurz, und dann fing ich an: »*Day-o* ...« Die Menge fiel lautstark ein. Der »Banana Boat Song« war mein berühmtestes Lied, vor

allem aber war es ein Schrei aus den Herzen armer Arbeiter, ein Aufschrei, gemischt aus Müdigkeit und Hoffnung, genau das, was die Freiwilligen an diesem Abend erfüllte. Aus »*Day-o, Day-o! Daylight come an' me wan' go home*« war auch eine Hymne der Bürgerrechtsbewegung gemacht worden – »*Freedom, freedom, freedom come an' it won't be long*«. Nachdem wir beide Versionen gesungen hatten, hielt ich meine schwarze Tasche hoch, drehte sie um und ließ das gebündelte Bargeld auf den Tisch vor mir fallen. Wieder gab es lauten Jubel.

Wie Sidney gesagt hatte, war in dieser Scheune viel Liebe zu spüren. Draußen jedoch lauerten die Männer vom Ku-Klux-Klan in ihren Autos; wie hätten wir sie von Greenwood fernhalten können? An diesem Tag waren Flugzeuge über den Ort geflogen und hatten KKK-Flugblätter abgeworfen, auf denen die Bürger von Mississippi aufgefordert wurden, sich von den Niggern nicht ihre Rechte stehlen zu lassen. Man bewirtete uns mit Hühnchen und Spareribs, und es war schon spät, als man Sidney und mich zu dem Haus eskortierte, wo wir übernachten sollten, bewacht von bewaffneten Freiwilligen. In unserem Zimmer, an der Wand unter dem Fenster, stand ein Doppelbett – kein allzu großes. Sidney erleichte.

»Ich leg mich innen rein, okay?«, sagte ich. Ich meinte die Wandseite, was als Zugeständnis gedacht war: Dann wäre ich es nämlich, der von seinem schnarchenden Bettgenossen eingeklemmt würde.

Sidney sah mich argwöhnisch an. »Ja, aber wenn einer sein Gewehr zum Fenster reinschiebt und schießt, erwischt er bestimmt mich.«

Das war höchstens halb im Scherz gemeint.

»Okay, okay, dann leg ich mich nach außen«, sagte ich.

Sidney dachte darüber nach. Wenn ich bereit war, mich außen hinzulegen, war das am Ende vielleicht doch die bessere Seite. »Nein, ich leg mich außen hin«, sagte er. »Falls man dich erschießt, müsstest du über deine Leiche klettern, um zur Tür zu kommen.«

Im Dunkeln redeten wir noch eine Weile. Ich erzählte ihm einige meiner Gespenstgeschichten. Irgendwann fiel ich in

unruhigen Schlaf, wurde aber bald von einem seltsamen Zischen geweckt. Es war stockfinster. Ich wollte Sidney anstupsen. Aber neben mir lag niemand. Das Zischen wurde lauter. »Sidney?«

»Ja«, zischte er.

»Was zum Teufel machst du da?«

»Liegestütz«, sagte Sidney. »Ich kann nicht schlafen. Und wenn diese Schweine uns ans Leder wollen, will ich fit sein.«

Nachdem ich wieder zu Hause bei Frau und Kindern war, habe ich mich oft gefragt, warum ich mir die Sache der Bürgerrechtsbewegung überhaupt zu eigen gemacht hatte. Im Prinzip war mir die Antwort natürlich bekannt – alle schwarzen Amerikaner, die ein Gewissen besaßen, hatten das spätestens im Sommer 1964 getan, auch wenn das bei manchen nur auf das gelegentliche Ausstellen eines Schecks hinauslief. Und auch viele weiße Amerikaner hatten das getan. Wir alle spürten, dass die Geschichte einen Punkt erreicht hatte, wo sich etwas ändern musste. Wir konnten Lynchjustiz und Auspeitschungen einfach nicht mehr tolerieren. Wir konnten die Schilder »Nur für Weiße« an Hotels und Restaurants und Tankstellen und Trinkbrunnen und Bushaltestellen in den Südstaaten nicht mehr ertragen. Wir konnten nicht mehr zulassen, dass schwarze Amerikaner praktisch immer noch wie Sklaven behandelt wurden. Das stand fest. Aber warum fühlte ich mich persönlich so gekränkt, wenn ich in meinem 21-Zimmer-Apartment in der West End Avenue saß und im Fernsehen die jüngsten Bilder von demonstrierenden Studenten sah, die von Polizisten mit Schlagstöcken verprügelt und von scharfen Polizeihunden gebissen wurden? Aus welchen Tiefen kam der Zorn, der beim Anblick dieser Szenen in mir aufstieg, und warum empfand ich seit so Langem schon eine solche Wut, wenn es um Freiheit, Demokratie und Gleichberechtigung ging, als ob diejenigen, die diese schlimmen Demütigungen zu verantworten hatten – angefangen beim Präsidenten über FBI und Militär bis hin zum Mann auf der Straße –, es darauf abgesehen hätten, *mir* unrecht zu tun? Und warum hatte ich, dem es zugleich um meinen Erfolg

als Schauspieler und Sänger ging, meine steile Karriere aufs Spiel gesetzt – und in mancher Hinsicht beschädigt –, die mich mit dreißig zum ersten sogenannten schwarzen Leinwandidol gemacht hatte?

Meine Mutter hatte viel damit zu tun. Nicht ganz so viel mein Vater, aber auch er. Vor allem jedoch hatte ich von meiner Kindheit an ziemlich einsam zwischen allen Stühlen gesessen, nicht nur zwischen karibischer und amerikanischer Kultur, sondern auch zwischen Schwarz und Weiß. Und in beiden Welten, in denen ich als Kind gelebt habe – Kingston und Harlem –, war ich arm wie eine Kirchenmaus gewesen. Auch *daher* kam mein Zorn.

Lange nachdem ich mich in die Bürgerrechtsbewegung gestürzt hatte, versuchte ich immer noch, diesen Zorn zu verstehen und nach und nach loszuwerden. Martin Luther King lehrte mich, Gewaltverzicht zu akzeptieren – nicht nur aus taktischen Gründen, sondern als Lebensweise. Ein halbes Jahrhundert Psychoanalyse hat mir ebenfalls geholfen. Aber als ich anfang, die Geschichte meines Lebens aufzuschreiben, hatte ich die Teile noch immer nicht alle zusammengesetzt. Heute weiß ich mehr als zu der Zeit, als ich dieses Buch begonnen habe. Ich sehe den kleinen Jungen, der ich war, in seiner ganzen Komplexität, wütend und verletzt und fast immer allein. Aber warum ausgerechnet dieser kleine Junge seine Wut einsetzen konnte, um sich selbst aus dem Sumpf zu ziehen, um berühmt zu werden und es sich zur Aufgabe zu machen, mit derart grimmiger Entschlossenheit gegen Rassenschranken und Ungerechtigkeiten vorzugehen, ist mir immer noch nicht klar.

Vielleicht ist es am Ende gar nicht so wichtig, wo dein Zorn herkommt. Hauptsache, du fängst etwas damit an.

Ich wurde in Armut hineingeboren, wuchs in Armut auf, und lange Zeit glaubte ich, die Armut niemals loswerden zu können. Sie hat mich geprägt; und in tiefster Seele denke ich, sie prägt mich noch immer. Was ich empfand, war nicht nur Zorn, sondern auch Angst und Ausgeliefertsein. Das alles empfand auch meine Mutter, als sie am 20. Juli 1926 von einem Dampfer namens *Cananova* auf Ellis Island US-amerikanischen Boden betrat. Bei ihr kam aber anfangs noch Hoffnung dazu.

Meine Mutter, Melvine Love, war eine echte jamaikanische Schönheit von einundzwanzig Jahren: dunkle Augen, hohe Wangenknochen und eine schlanke Figur, die sie so gerade hielt, dass ihr Stolz und ihre Entschlossenheit niemandem entgehen konnten. Sie war eins von dreizehn Kindern einer Bauernfamilie in den Bergen von St. Ann Parish an der Nordküste der Insel, und ihre milchkaffeebraune Haut zeugte von ihrer gemischten Herkunft. Ihr Vater war ein schwarzer Farpächter, ihre Mutter eine Weiße, Tochter eines Schotten, der als Plantagenaufseher nach Jamaika gekommen war. Das war nicht ungewöhnlich in der Karibik. Und nicht selten hatten in den großen Familien die Kinder unterschiedliche Elternteile. Einige Geschwister meiner Mutter hatten verschiedene Väter, was an ihrer dunkleren oder helleren Haut zu erkennen war, und ich bin mir ziemlich sicher, dass mein Großvater in den Bergen der Umgebung auch noch etliche andere Sprösslinge hatte. Millie, wie meine Mutter genannt wurde, war eins der zehn Kinder ihrer Familie, die das Kindesalter überlebten. Auf Jamaika hatten sie nur die Aussicht auf ein armseliges Bauernleben, weshalb vier von Millies Geschwistern bereits nach New York gegangen waren; zwei davon erwarteten sie im Empfangsbereich. Meine

Tante Liz trug einen schicken Hut und ein eng geschnittenes Wollkostüm. Das Kostüm sollte Eindruck machen, und tat es auch. Sie war in Begleitung meines Onkels Castel gekommen, der vermutlich wie ihr Chauffeur aussah; er besaß ein Auto, das er als Taxi nutzte. Er kutschierte Kunden nach Harlem, wozu sich anständige weiße Taxifahrer niemals bereit erklärt hätten – die ließen sich in Harlem überhaupt nicht blicken.

Millie, die im jamaikanischen Hinterland in einer Zweizimmerhütte aufgewachsen war, musste sich an Liz' Arm festhalten, so eingeschüchtert war sie von den Massen drängelnder Menschen und hupender Automobile, die sie in Manhattan begrüßten. Eingeschüchtert und überwältigt. Aber es gab kein Zurück. Wenn Zweifel in ihr aufkamen, musste sie nur daran denken, woher sie gekommen war. Millie hatte von ihrer Mutter mithilfe einer kleinen Schiefertafel lesen und schreiben gelernt und davon geträumt, eine gebildete Frau zu werden. Als sie acht war, hatte sie die Tafel stolz ihrem Vater gezeigt, das Herz voller großer Erwartungen. »Schön, mehr brauchst du nicht«, hatte ihr Vater gesagt. »Jetzt kannst du vormittags deinem kleinen Bruder beibringen, es genauso gut zu machen, und nachmittags kannst du auf dem Feld mithelfen.« Eine Ausbildung? Was für eine verrückte Vorstellung! Jahre später bewunderte ich die perfekten Kurven und Striche ihrer schönen Schrift, das Einzige, was von ihren Mädchenträumen geblieben war.

Millies erste Taxifahrt führte sie zur Kreuzung 145th Street und 7th Avenue im westindischen Viertel von Harlem. Liz' Wohnung befand sich in einem der besseren Gebäude des Blocks. Als sie mit ihrer jüngeren Schwester das Haus betrat, wurden sie von einer Nachbarin fröhlich begrüßt: »Hallo, Miz Hines.« Millie schaute sie neugierig an, sagte aber nichts, als sie die Treppe hinauf gingen und eine geschmackvoll eingerichtete Sechszimmerwohnung mit vier Schlafzimmern betraten. Erst hier bekam sie ein Wort heraus:

»Schön«, sagte sie. »Leben alle Leute in New York so?«

Liz erklärte, drei der vier Schlafzimmer seien untervermietet, auf die Weise könne sie die Miete bezahlen. Eins der Schlaf-

zimmer hatte sie für Millie freigemacht, was, wie Liz kaum zu betonen brauchte, ein finanzielles Opfer darstellte. Millie könne dort wohnen, sagte Liz, bis sie selbst etwas gefunden habe. Liz lachte bei diesen Worten, und selbst Millie verstand, was sie damit meinte: *Bis du einen Mann gefunden hast*.

Millie war das neueste Mitglied einer Gruppe von Einwanderern innerhalb einer größeren Immigrantengruppe. 1926 konnten weiße New Yorker vermutlich keinen Unterschied zwischen den amerikanischen und den karibischen schwarzen Einwohnern von Harlem erkennen, vom besonderen Sing-sang der Insulaner vielleicht abgesehen. Und doch waren die Unterschiede beträchtlich. Amerikanische Schwarze hatten vor dem Bürgerkrieg zweihundert Jahre lang Sklaverei erduldet und litten seither unter der Rassentrennung. Die meisten hatten so lange in Armut gelebt, dass sie jede Hoffnung verloren hatten. Zwar kämpften sie noch immer dafür, diesem Leben voller Schmerz und Erniedrigung zu entkommen, hatten aber auch gelernt, sich damit zu arrangieren. Mit den Leuten aus der Karibik in Harlem Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts verhielt es sich ganz anders. Sie waren Einwanderer der ersten Generation, voller Ehrgeiz und Elan, sich ein besseres Leben aufzubauen. Ihre Vorfahren hatten als Sklaven oft unter noch brutaleren Bedingungen gelebt als die in den Südstaaten – mussten sich wie Maultiere zu Tode schuften –, aber genau deswegen hatten sie auch häufiger rebellierte und sich für die Flucht entschieden. Die Möglichkeit, sich durch angepasstes Verhalten eine bessere Behandlung zu erwerben, wie das manchen Sklaven im amerikanischen Süden gelungen war, hatte es für sie nie gegeben. Nicht zuletzt aufgrund ihrer Rebellion sahen sich Spanien, Frankreich und England Mitte des neunzehnten Jahrhunderts dazu genötigt, die Sklaverei in ihren Kolonien abzuschaffen. Dass diese Staaten dann eine Schicht von fähigen Beamten ausbildeten, die als Aufseher auf den Plantagen ihrer anderswo lebenden Besitzer arbeiteten, reichte allerdings nicht aus, den rebellischen Geist der Kariben zu zügeln. Und so gestand man ihnen nach und nach die Unabhängigkeit zu, bis Mitte der Zwanzigerjahre den Schwarzen auf den Inseln

der Weg offenstand, Landbesitzer, Anwalt oder Arzt zu werden. Auf einer der Inseln stellten sie sogar die Mehrheit dar. Die meisten waren immer noch arm, aber es fehlte ihnen nicht an Stolz und Zielstrebigkeit.

Viele von denen, die schließlich nach Harlem kamen, waren zunächst in Gulfport, Mississippi, gewesen, angelockt von Versprechen auf feste Arbeit, die sich zu einer neuen Art von Sklaverei entwickelte: Vertragsknechtschaft. Unternehmer ließen diese Leute ins Binnenland verfrachten, wo sie Zuckerrohr ernten, Baumwolle pflücken und in primitiven Baracken hausen mussten; Lebensmittel bekamen sie nur in betriebseigenen Läden, und ihr Lohn war so gering, dass sie sich unweigerlich verschuldeten. Den zähesten und entschlossensten von ihnen – entlaufene Sklaven wie ihre Vorfahren auf den Inseln – gelang die Flucht in den Norden.

Die karibischen Bewohner von Harlem waren demnach Leute, die sich von nichts und niemand daran hindern ließen, ihren Weg zu gehen. Die ausweglos erscheinende Armut, in der viele amerikanische Schwarze sich gefangen sahen, war für sie nicht hinnehmbar. Die amerikanischen Schwarzen ihrerseits nannten die Leute aus der Karibik die »Juden« ihrer Gemeinde. Auch wenn daraus ein gewisser Antisemitismus sprach, steckte mehr als nur ein Körnchen Wahrheit darin. Wie die Juden, die sich in anderen Gegenden von Harlem angesiedelt hatten, legten die Kariben Wert auf Bildung – Bildung als solche, aber auch als Mittel, der Armut zu entkommen. Wie die Juden hatten sie hochgesteckte Ziele. Und wie manche amerikanische Juden in den 1920er-Jahren, die auf legale Weise nicht ans Ziel kamen, schafften sie es auf illegale. Damals herrschte Prohibition, und viele Insulaner waren zwischen den karibischen Inseln und der Ostküste als Schnapsschmuggler unterwegs. Andere organisierten in Harlem illegale Lotterien. Millie muss das gleich mitbekommen haben, da auch Liz zusammen mit ihrem Freund Jimmy Hines eine betrieb.

Diese Art von Lotterie war erst vor Kurzem von ein paar Kariben erfunden und nach Harlem gebracht worden; Mitte der Zwanziger hatte sich daraus ein ungeheuer profitables – und

illegales – Geschäft entwickelt. Die Idee war genial einfach: Man wettet auf die letzten drei Ziffern irgendwelcher an diesem Tag öffentlich bekannt gegebenen Zahlen. Zum Beispiel die Schlussnotierung der Börse. Oder der Saldo des Staatsbudgets. Am populärsten war die Gesamtsumme aller Wettgewinne des Nachmittags auf irgendeiner bestimmten Pferderennbahn. Alle diese Zahlen, in Dollar und Cent ausgedrückt, bestanden aus mehr als drei Ziffern, und die Spieler tippten auf die letzten drei – die natürlich am schwierigsten zu schätzen waren. Angenommen, die Summe aller Gewinne auf einer Rennbahn betrug 264,64 Dollar, dann lautete die Gewinnzahl der Lotterie 464. Alle drei in der richtigen Reihenfolge zu tippen, war extrem unwahrscheinlich – genau genommen standen die Chancen 1 zu 1000. Man konnte aber auch auf eine einzelne oder zwei Ziffern setzen – zum Beispiel die erste oder die ersten beiden –, womit natürlich nur kleinere Gewinne zu erzielen waren.

Als Lotteriebetreiberin hatte Liz ihre eigene Bank, das heißt, sie sammelte die Wettbeträge in den umliegenden Straßen ein. Jeden Morgen schwärmten ihre Läufer im Viertel aus und klopfen an jede Tür. »Was setzen Sie heute, Mrs. Davis?« »Ich nehme drei-vier-eins zu fünfundzwanzig Cent.« Der Mindesteinsatz war so gering, dass fast alle wetteten. Und jeder besaß ein »Traumbuch«-Lexikon mit durchnummerierten Schlagwörtern. Mrs. Davis setzte also vielleicht auf 341, weil sie in der Nacht zuvor von Feuer geträumt hatte – und in ihrem Traumbuch hatte *Feuer* die Nummer 341. Am Ende des Tages gewann immer jemand, und die Bankhalter zahlten immer direkt aus – das hielt das Spiel am Laufen. Eine weitere Voraussetzung war absolut kompromisslose Ehrlichkeit aufseiten der Bankhalter: Ein Läufer, der bei einer Unterschlagung erwischt wurde, hatte nichts zu lachen. Und weil Mrs. Davis und ihre Nachbarinnen sich auf die Ehrlichkeit der Bank verlassen konnten, machten sie jedes Mal wieder mit. Natürlich sprang dabei auch für Bankhalter wie Liz eine Menge heraus, sonst hätte sie sich eine so schöne Wohnung und so gut geschneiderte Kleider nie leisten können.

Allein konnte Liz ihre Lotterie nicht betreiben. Sie brauchte einen Partner, der außer Muskeln auch politischen Einfluss be-

saß. Und das war Jimmy Hines, der zu Millies Entsetzen gar nicht aus der Karibik stammte: Er war Ire und Mitglied der korrupten Clique um Bürgermeister Jimmy Walker. Hines war charmant und skrupellos. Angefangen hatte er im Stall seines Vaters, wo er sich um die Hufe der städtischen Polizei- und Feuerwehrpferde kümmerte, was ihm nach und nach Zugang zur politischen Maschinerie der Stadt verschaffte. Bald wurde er *District Captain*. 1926 mischte er in allen möglichen Geschäften mit. Liz' Lotterie war nur eins davon: Weitere 30000 Dollar pro Jahr holte er an Schutzgeldern von anderen Lotteriebetreibern ein, mit denen er wiederum dafür sorgte, dass die Polizei nicht so genau hinsah. Hines hatte eine Frau und drei Söhne in Manhattan. Aber in Harlem hatte er Liz.

Fast jeden Sonntagabend luden Jimmy und »Miz Hines« zu einem turbulenten Dinner. Politiker mischten sich entspannt unter Lotteriebetreiber und Unterweltbosse, um Liz' karibisches Essen zu genießen. Einer der Stammgäste war Dutch Schultz, der sogenannte Bierbaron, der während der Prohibition den Bierhandel in Harlem kontrollierte; ein anderer war Schultz' damaliger Partner Lucky Luciano. Mitte der Zwanziger hatten weiße Gangster für die Lotterien nur Verachtung übrig; für sie ging es da um Trinkgelder, verglichen mit den Sachen, die sie am Laufen hatten. Das änderte sich erst mit der Depression und dem Ende der Prohibition. Noch aber verkehrten die Gangster unbekümmert mit den Lotteriebetreibern, die sie bei Miz Hines trafen, und lieferten großzügig den Schnaps dazu. Je mehr Schnaps floss, desto lockerer wurden die Gäste. Und in einer solchen Stimmung stellte Liz eines Sonntagabends Millie einem Junggesellen namens Harold Bellanfanti vor.

Harold war Jamaikaner und wie Millie der Spross einer gemischten Ehe. Seine Mutter war eine schwarze Jamaikanerin, sein Vater ein weißer niederländischer Jude, den es in die Karibik verschlagen hatte, nachdem seine Bemühungen, in den neuen westafrikanischen Kolonien Gold und Diamanten zu finden, restlos gescheitert waren. Harold war genauso arm aufgewachsen wie Millie und arbeitete jetzt als Koch, gelegentlich in New Yorker Restaurants, vor allem aber auf den Schiffen der

United Fruit Company – »*banana boats*« –, die zwischen New York und verschiedenen karibischen und südamerikanischen Häfen verkehrten.

Am zweiten oder dritten dieser Sonntagabende ermunterte Liz ihre jüngere Schwester, sich Harold als Freund zu anglern. Und er sah ja auch hinreißend aus. Sie gab Millie sogar zu verstehen, dass sie das kleine Schlafzimmer am Ende des Flurs benutzen könne, um die Sache zu besiegeln. Wenig später war meine Mutter mit mir schwanger. Ich glaube nicht, dass sie Harold nur wegen der Schwangerschaft geheiratet hat; es ging ihr wohl auch darum, Liz' Welt zu entkommen, und selbst ohne ein Kind im Bauch dürfte sie in der Ehe mit Harold die beste Chance gesehen haben, schnell da herauszukommen.

Falls Liebe überhaupt eine Rolle spielte, geriet sie jedenfalls bei all den Entbehrungen und Demütigungen eines Lebens in unentrinnbarer Armut bald in den Hintergrund.

Eins stand für Millie fest: Der Einstieg in Liz' und Hines' Lotteriegeschäft kam für sie nicht infrage. Das ließen ihre Wertvorstellungen einfach nicht zu. Also ging sie regelmäßig, mit oder ohne morgendliche Übelkeit, zur Kreuzung Park Avenue und 97th Street und wartete dort mit einer Gruppe anderer Frauen auf die Weißen, die es wagten, über die Grenze der 96th Street zu fahren, um sich ein Dienstmädchen zu suchen.

An der 97th Street kam die Park-Avenue-Bahn aus dem U-Bahntunnel nach oben; hier endete die lange Reihe stattlicher Gebäude mit ihren weiß behandschuhten Portiers, und die Straße wurde zu einer Schlucht aus Mietskasernen, düster im Schatten der Hochbahn mit ihren Durchfahrten an jeder Kreuzung. Unter einem dieser Torbögen versammelten sich die Frauen. Später, als ich alt genug war, wartete ich dort zusammen mit meiner Mutter. Sie setzte mich ein wenig abseits ab, manchmal zu ein paar anderen Kindern, behielt mich aber im Auge. Sie wollte mich nicht direkt bei sich haben, weil die vorbeifahrenden Leute sie dann nicht genommen hätten. Entschied sich jemand für sie, fragte sie die weiße Frau in dem Auto, ob ich mitkommen dürfe. Wenn die neue Arbeitgeberin

widerwillig zustimmte, kletterte ich zu ihr auf die Rückbank. Schüttelte sie den Kopf, übernahm mich meine Tante Mabel, die ebenfalls mitgekommen war, oder irgendeine unserer vielen anderen Freundinnen.

Millie konnte putzen und bügeln und nähen. Sie war auch eine phantastische Köchin, was ihr manchen Job bei schicken Samstagabendpartys einbrachte. Meist lief an diesen Abenden alles gut. Einmal jedoch war ich dabei, als sie für eine reiche jüdische Familie am Central Park West kochte. Während sie in der Küche schwitzte, saß ich in der Vorratskammer. Aus irgendeinem Grund war eine der Vorspeisen angebrannt. Die Gastgeberin rauschte durch die Schwingtür in die Küche, baute sich vor meiner Mutter auf und schlug sie ins Gesicht. Gott sei Dank war an diesem Abend meine Tante Mabel mitgekommen. Als sie die wutentbrannte Miene meiner Mutter sah, schlang Mabel beide Arme um sie und hielt sie davon ab, sich das Schlachtermesser zu schnappen, das griffbereit in der Nähe lag. Der Abend war gelaufen: Meine Mutter zog wütend und gedemütigt ab, und ich folgte ihr völlig verängstigt.

Aber das alles kam erst später. Als Millie mit mir schwanger war, schuftete sie bis zu dem Tag, an dem ihre Fruchtblase platzte – sie hatte keine andere Wahl. Sie arbeitete gerade in der Upper East Side, als es geschah. Das nächste Krankenhaus lag im jüdischen Viertel der East Side, das Lying-In Hospital, und dort kam ich am 1. März 1927 als Harold George Bellanfanti Jr. zur Welt.

Auf der Upper East Side, südlich der 96th Street, tobten noch die wilden Zwanziger, aber nördlich davon, im karibischen Teil von Harlem, wohin Millie bald mit mir zurückkehrte, hatte bereits die Depression eingesetzt. Oder genauer gesagt: Dort herrschte sie wie eh und je. Vier oder fünf Familien teilten sich die Wohnungen, in denen Millie und Harold nach meiner Geburt lebten: eine Familie pro Zimmer und ein Gemeinschaftsbad für alle am Ende des Flurs. Zu meinen frühesten Erinnerungen zählt der ständige Geruch karibischen Essens. Nicht nur von uns, auch von den Nachbarn. Denn neben dem Bad teilte man sich auch die Küche; nur die Ärmsten der Armen mieteten

Zimmer ohne Anrecht auf Küchenbenutzung – sie hatten bloß ein Zimmer zum schlafen.

Immerhin förderten diese schlimmen Verhältnisse die Solidarität unter den Mietern. Reste wurden weitergegeben; Mahlzeiten wurden geteilt. »*Millie, ich habe noch etwas Ackee und Salzfisch übrig, das soll nicht schlecht werden, also nimm es dir, Darling*« – natürlich in dem westindischen Singsang gesprochen, der solche Angebote umso freundlicher klingen ließ. Nahrungsmittel verdarben schnell, auch in den Eisschränken, die mit einem großen tiefenden Eisblock gekühlt wurden.

Aber hinter solchen Gesten steckte mehr als nur praktisches Denken. Arme Leute helfen einander; das haben sie schon immer getan. Wie ich bald erfahren sollte, halten sie in ihrer Ohnmacht zusammen und entwickeln ein Verständnis und Mitgefühl, das den Reichen immer unbekannt bleiben wird. Ich habe die Kameradschaft der Armen nie vergessen und mich immer als einen Angehörigen dieses Stammes betrachtet. Wenn ich viele Jahre später mit den schwarzen Kellnern im Palmer House in Chicago oder mit einem armen, aber stolzen Bauern im Senegal sprach, konnte ich nicht einfach nur Hallo sagen. Vielmehr hatte ich jedes Mal das Gefühl, nach Hause zu kommen.

Eine andere sehr frühe Erinnerung ist die an meinen wütend schreienden Vater und die furchtbare Angst, die er mir damit machte. Mit ziemlicher Sicherheit war er betrunken, wenn ich ihn so hörte. Mit ziemlicher Sicherheit war Blut an seinen Händen und auf den Bettlaken, da sein Gebrüll stets der Auftakt zu brutalen Schlägen war, mit denen er über meine Mutter herfiel. Als kleines Kind konnte ich dabei nur entsetzliche, hilflose Angst empfinden.

Ich war achtzehn Monate alt, als meine Mutter mich zum ersten Mal nach Jamaika mitnahm. In New York hatte Millie mehr als genug Verwandte, die auf mich aufpassen konnten, wenn sie zur Arbeit ging. Aber Harold war immer häufiger als Schiffskoch unterwegs, und Millie konnte sich bei ihrem anstrengenden Leben einfach nicht ständig allein um mich kümmern.

Widerwillig nahm Harold uns auf einer seiner Banana-Boat-Fahrten nach Jamaika mit und übergab mich der freundlichen Obhut meiner Großmutter Jane, die immer noch in der Zweizimmerhütte in den Bergen lebte, wo meine Mutter aufgewachsen war.

Millies Vater – der strenge Mann, der sie auf dem Feld hatte mitarbeiten lassen – war inzwischen gestorben, und fast alle Kinder waren erwachsen und fortgezogen. Ich kann nicht beschwören, dass irgendwelche meiner Erinnerungen an Jane aus diesem ersten Jahr stammen, das ich bei ihr verbrachte, aber ich weiß genau, meine frühesten Erinnerungen an sie sind ihre warme, beruhigende Stimme und die wunderbaren Essensgerüche, die von dem draußen stehenden Steinofen in die Hütte zogen, wenn sie kochte. Ich schlief in einem winzigen Bett, auf einer mit weichem Gras und ausrangierten Kleidungsstücken ausgestopften Matratze. Wenn ich die Augen aufmachte, sah ich Holzbalken an der Decke und Kattunvorhänge, die vor den offenen Fenstern schwankten. Draußen erstreckten sich bis an den Horizont bebaute Felder. Vor der Hütte saß Jane – meine weiße Großmutter, deren Hautfarbe mir immer als etwas ganz Selbstverständliches erschienen ist –, ewig mit dem Ausbessern von Kleidern für die Enkel beschäftigt.

Eines Tages sah ich ihr bei der Arbeit zu, und neugierig geworden, begann ich den Nähkorb neben ihrem Schaukelstuhl zu untersuchen. Ich nahm eine Schere heraus, dann ein Stück Stoff, und fing an zu schneiden, stieß aber bald auf Widerstand, als ich an den dicken Saum geriet. Frustriert zerrte ich mit der Schere daran herum, es gab einen Ruck, ich war durch – und die Schere steckte mir im rechten Auge.

Ich schrie, meine Großmutter sprang auf und sah zu ihrem Entsetzen mein blutendes Auge. Mehr als das Auge säubern und ein Pflaster draufkleben konnte sie an diesem Tag nicht tun; schließlich befanden wir uns in den Bergen, weit entfernt vom nächsten Arzt. Ich erinnere mich an Janes Qualen und Schuldgefühle, und wie sie die Hände rang, aber das half alles nichts. Ich hatte es fertiggebracht, mich selbst zu blenden. Von diesem Tag an sah ich mit dem rechten Auge nur noch Licht-

blitze, und auch die wurden mit der Zeit immer schwächer, bis ich am Ende gar nichts mehr sah.

Später, als mir das Lesenlernen so große Schwierigkeiten bereitete, schob ich die Schuld auf das blinde Auge. Erst Jahrzehnte später kam mir der Verdacht, dass ich Legastheniker bin und dass meine Wut und Enttäuschung über mein schlechtes Vorankommen in der Schule und mein Ausstieg während der neunten Klasse mit dieser Schwäche zu tun hatten und nicht mit der Verletzung, die ich mir als kleines Kind vor der Hütte meiner Großmutter selbst zugefügt hatte.

Sobald sie von dem Unfall mit der Schere erfuhr, brach meine Mutter auf, um mich abzuholen, aber das dauerte eine Weile; sie musste mit einem Banana-Boat kommen. In Harlem hatte sie gerade eine neue Bleibe bezogen, und es stand schon wieder der nächste Umzug an. Ständig gab es neue Wohnungen. Manchmal haute meine Mutter ab, weil sie die Miete nicht zahlen konnte, manchmal, weil mein Vater ihr das Leben zur Hölle machte. Und manchmal versteckte sie sich mit mir im Chaos anderer Immigrantenvohnungen, weil sie gehört hatte, die Einwanderungsbehörde sei ihr auf die Spur gekommen. Mein Onkel Castel besaß nicht nur ein Taxi, sondern auch einen Umzugswagen, und half seinen karibischen Landsleuten immer wieder, wenn sie kurzfristig in die Anonymität abtauchen mussten. Das war ein sehr einträgliches Geschäft. Meist kam er mitten in der Nacht, lud zusammen mit zwei Gehilfen unsere Sachen ein, und ab ging's zur nächsten neuen Wohnung.

Die Behörde war hinter Millie her, weil ihr Visum längst abgelaufen war. Sie und Harold waren illegale Einwanderer. Harold besaß immerhin eine Arbeitserlaubnis, aber genau genommen war auch er ein Illegaler. Legalen Status bekamen meine Eltern erst, als beide nach der Scheidung amerikanische Staatsbürger heirateten – im Fall meiner Mutter geschah das, als ich siebzehn war.

Mit anderen Worten: Während meiner gesamten Kindheit haben wir ein Leben im Untergrund geführt, praktisch wie Kriminelle auf der Flucht. Fotos von unserer Familie gibt es fast keine, weil sich damals niemand gern fotografieren ließ. Als ich

alt genug war, draußen zu spielen, schärfte meine Mutter mir ein, niemals mit Fremden zu reden. Wenn sie an Wochenenden mit einer Freundin arbeiten ging, blieb ich allein in der Wohnung zurück, musste ihr aber hoch und heilig versprechen, niemals die Tür aufzumachen, egal wer anklopfte. Damals kann ich höchstens vier gewesen sein. Mehrmals kam es so weit, dass meine Mutter aus Furcht vor Entdeckung ihren Namen änderte und gefälschte Papiere kaufte. Aus Bellanfanti wurde Belanfonte und schließlich Belafonte.

Die Behörde konnten wir abschütteln, aber die Armut fand uns immer und überall. Oft brachte meine Mutter mir etwas zu essen und sagte, sie habe schon bei der Arbeit gegessen. Ich wusste, das stimmte nicht. Immer ging es um die Grundbedürfnisse: Essen, Miete und Kohle zum Heizen; schon Kleider waren Luxus. Die Winter waren entsetzlich. Als ich auf die Schule kam, hatte meine Mutter längst die Hoffnung aufgegeben, durch irgendeinen Pakt mit Gott oder dem Teufel die Armut jemals hinter sich lassen zu können. Ihr blieb nur die Hoffnung, mich – und später meinen jüngeren Bruder Dennis – zu strebsamen und anständigen Menschen zu erziehen. Es war die klassische Einwanderergeschichte.

Und doch glaubte sie selbst nie so recht daran. Ganz gleich, wie weit ich es später als Sänger und Schauspieler brachte, meine Mutter konnte sich nie einfach an meinem Erfolg erfreuen. Sie schuftete immer weiter, wollte unbedingt durch eigene Kraft aus dem Sumpf rauskommen und verbitterte dabei zunehmend, da ihr das nicht gelang. Sie hat sich immer hartnäckig geweigert, die Annehmlichkeiten zu akzeptieren, mit denen ich sie zu beschenken versuchte.

Eine ihrer Bemühungen, es zu etwas zu bringen, führte zur Freundschaft mit einem jüdischen Schneider, an dessen Geschäft sie immer vorbeikam, wenn sie zu der Sammelstelle für die Haushaltshilfen an der Park Avenue ging. Der Schneider brachte ihr bei, Kleider zu nähen und auszubessern, Fertigkeiten, die ihr halfen, ein wenig zusätzliches Geld zu verdienen. Er verkaufte auch Kleider. Eines Tages fiel Millie auf, dass einige seiner Sachen schon so lange im Schaufenster lagen, dass sie

von der Sonne an manchen Stellen ausgebleicht waren. Das sei doch beschädigte Ware, oder? Ob man sie nicht färben könne, damit sie wie neu aussähe? Gewiss könne man das, sagte der Schneider, wenn sich jemand fand, der die Arbeit übernahm. Millie tat es. Sie handelte einen guten Preis mit dem Schneider aus, der ihr auch erklärte, was für ein Färbemittel sie benutzen solle. Zurück in ihrer Wohnung, füllte meine Mutter eine Zinkwanne mit heißem Wasser, mischte die Farbe an und ließ die Kleider darin einweichen, bis sie gleichmäßig neu eingefärbt waren – dunkelblau. Das gelang jedes Mal. Meine Mutter verkaufte die Sachen, und wenn sie keinen Käufer fand, bekam ich sie. Nach kurzer Zeit besaß ich eine hübsche Garderobe von Kinderanzügen – fast alle in Blau. Auf einem unserer raren Familienfotos trage ich eine blau gefärbte Krawatte; meine Mutter ist in schicken Sachen zu sehen, die sie sich bei einem ihrer etwas freundlicheren Arbeitgeber ausgeliehen hatte.

Bei diesem Schneider empfand ich zum ersten Mal jene innere Verbundenheit mit Juden, die sich im Lauf der Zeit noch vertiefen sollte. Aber trotz allem Unternehmergeist und all dieser blauen Farbe blieb meine Mutter so arm, wie sie immer gewesen war.

Als ich Jahre später diese und andere Geschichten über meine Mutter einem Therapeuten erzählte, fragte der, ob er sie wohl einmal kennenlernen dürfe. Und tatsächlich gelang es mir, sie zu einem Besuch bei ihm zu überreden. Hinterher erklärte er mir, Millie sei einer der bemerkenswertesten Menschen, die er jemals gesprochen hätte. Er habe selten einen Menschen getroffen, der es so klug mit dem Leben aufgenommen und seine Herausforderungen gemeistert habe und über einen derart beeindruckenden Überlebenswillen verfügte. Und so hart der ewige Kampf sie auch gemacht hatte, eine gewisse angeborene Liebenswürdigkeit hatte sie nie verloren, ein Teil ihrer jugendlichen Hoffnungen war immer geblieben.

Sie erzählte mir und meinem Bruder Geschichten, hörte uns zu und half uns bei den Hausaufgaben. Unermüdlich schärfte sie uns ein, unsere Entscheidungen bewusst zu treffen und uns immer zu fragen, ob sie uns aus dem harten Leben, in das wir

geboren seien, heraushelfen könnten. Und oft fügte sie noch hinzu, dass es nicht ausreiche, nur an uns selbst zu denken. Wir müssten auch anderen dabei helfen, die Armut hinter sich zu lassen.

Trotz ihrer beschränkten Mittel wollte meine Mutter mir zu meinem vierten Weihnachtsfest ein schönes Geschenk machen. Und tatsächlich trieb sie irgendwo ein gebrauchtes Dreirad auf.

Den ganzen Vormittag wartete ich ungeduldig, dass mein Vater kommt und mit mir nach draußen geht. Gegen Mittag verließen wir endlich die Wohnung und gingen zu einem Park zwischen 145th Street und St. Nicholas Avenue – wo heute eine große Wohnsiedlung steht. Von einem Hügel dort konnte ich die Polo Grounds sehen, das Stadion der New York Giants. »Fahr niemals alleine los«, sagte mein Vater. »Nimm immer einen Erwachsenen mit.«

Ich erinnere mich an den Ausblick und an den Weg, der sich von dort oben hinabschlängelte. Mein Vater unterhielt sich mit jemandem, und ich wartete darauf, dass er mich endlich nach unten begleitete. Ins Gespräch vertieft, schien er zu vergessen, dass er den Lenker festhielt, damit ich nicht wegrollte. Er fing an, mit beiden Händen zu gestikulieren, und das Dreirad begann langsam bergab zu rollen. Ich fühlte ein herrliches Kribbeln im Bauch. In diesen ersten Sekunden hätte ich vielleicht noch anhalten können, aber die Fahrt war einfach zu schön. Dann hörte ich meinen Vater mit lauter Stimme meinen Namen rufen. Als ich mich umdrehte, glaubte ich den Riesen aus dem Märchen von Hans und der Bohnenranke hinter mir herrennen zu sehen. Um ihm zu entkommen, trat ich so schnell ich konnte in die Pedale. Nicht schnell genug. Am Fuß des Hügels holte er mich ein und riss mich vom Rad. Meine Füße strampelten oben in der Luft weiter. Dann schleifte er mich zu einem Gebüsch, brach einen dünnen Ast ab und schlug damit auf mich ein.

Er schlug so lange weiter, bis mir das Blut durch Hemd und Hose quoll. Erst dann hörte er auf. Das Blut schien ihn zur Besinnung zu bringen.

»Das darfst du deiner Mutter niemals erzählen«, verlangte er heiser. »Sag ihr, irgendwelche Jungen hätten versucht, dein Dreirad zu stehlen, und dann hast du dich geprügelt ... und ich habe dich gerettet.«

Auf dem Heimweg kamen wir an einem kleinen Eckladen vorbei, wo es Süßigkeiten, Schreibwaren und Zigarren zu kaufen gab. Im Schaufenster stand ein weißes Modellboot mit schönen weißen Segeln. Dieses Boot wollte ich schon seit Langem haben. Noch vor wenigen Wochen hatte ich es mir zu Weihnachten gewünscht. Als wir jetzt an diesem Schaufenster vorbeigingen, flüsterte mein Vater mir ins Ohr: »Wenn du deiner Mutter nichts verrätst, kaufe ich dir das Boot.«

Meine Mutter schrie auf, als sie mich sah. »O mein Gott, was ist passiert!« Sie sah meinen Vater an, halb überzeugt, dass er mich geschlagen hatte, halb ungläubig, dass selbst er mir so etwas antun konnte. Er tischte ihr das Märchen auf. Sie sah mich an. Ich bestätigte seine Geschichte mit schwachem Nicken. Aufgelöst ließ sie warmes Wasser in eine Wanne und tat eine ordentliche Portion CN dazu, ein damals gebräuchliches Desinfektionsmittel vergleichbar mit Jod. Behutsam schälte sie mich aus meinen blutigen Sachen, hob mich in die Wanne und reinigte meine Wunden.

Das wiederholte sie nun Tag für Tag, und allmählich heilten die Striemen ab. Wenig später brach mein Vater zu seiner nächsten Tour als Schiffskoch auf. Beim Gehen sah er mich vielsagend an, und ich senkte den Blick. Ich wollte meiner Mutter alles erzählen. Aber ich habe es nicht getan, damals nicht und auch nicht einmal, nachdem er uns für immer verlassen hatte.

Viele Jahre später erzählte ich diese Geschichte meinem Therapeuten Peter Neubauer. Als ich sagte: »Das Boot habe ich niemals bekommen«, fragte er, ob ich es mir immer noch wünsche. Ich ging schon seit Langem regelmäßig zu ihm. »Ja«, sagte ich schließlich und erkannte, wie viel länger ich noch auf seiner Couch liegen würde!

Später habe ich mich oft gefragt, wie es möglich war, dass mein Vater mich dermaßen einschüchtern konnte. Nicht nur dieses eine Mal, sondern immer und immer wieder. Er hatte

eine grausame Ader, so viel stand fest. Aber ich weiß auch, dass meine Mutter mit dazu beitrug, dass sie hervortrat.

Die Ehe meiner Eltern war ein einziges tragisches Chaos. In diesen engen Wohnungen kam es immer wieder vor, dass mein Vater meine Mutter herausfordernd betatschte, besonders wenn er gerade von einer Tour nach Hause gekommen war und die beiden etwas getrunken hatten. Sie schlug ihm dann auf die Finger, aber sogar ich bemerkte, dass sie sich gern von ihm berühren ließ. Wenn sie hinter der Schlafzimmertür oder einem Trennvorhang verschwunden waren, hörte ich Stöhnen, und wenn sie wieder auftauchten, machten sie beide einen zufriedenen Eindruck. Sex, lernte ich, war etwas Machtvolles, das die Leute verändern konnte. Aber nicht vollständig und nicht für lange. Alkohol gehörte wesentlich dazu, und so prägte sich mir unbewusst ein, Sex habe nichts damit zu tun, dass zwei Menschen mit echten Gefühlen miteinander verkehren; vielmehr war es eine seltsame und eher beunruhigende Ausnahmehandlung, bei der beide Teilnehmer betrunken sein mussten: ein Bacchanal. Sobald die Wirkung des Alkohols nachließ, fing meine Mutter wieder an, ihn zu beschimpfen – weil er trank, weil er mit anderen flirtete, weil er als Ehemann und Vater nie da war und nicht genug Geld heranschaffte. Ich vermute, die Affären ihres eigenen Vaters und die Grausamkeit, mit der er ihre Träume vereitelt hatte, hatten sie gelehrt, Männern generell nicht allzu sehr zu trauen. Und wenn sie loslegte, flogen die Fetzen. In gewisser Weise hat sie ihn kastriert, wie ich heute glaube, ihn an seiner Männlichkeit zweifeln lassen, und eine seiner Bewältigungsstrategien bestand darin, seine Frustration an mir auszulassen – an mir als Sinnbild seines Versagens als Vater und Mann.

Schon mit viereinhalb Jahren entging mir nicht, dass die Wutanfälle meines Vaters sich verschlimmerten, nachdem meine Mutter ein zweites Kind bekommen hatte, meinen kleinen Bruder Dennis. Aber erst ein oder zwei Jahre später begriff ich, dass dies offenbar etwas mit Dennis' Aussehen zu tun hatte: Seine Hautfarbe war viel heller als unsere, sein Haar rot-blond, seine Augen grau. Und meinem Vater schien das gar nicht zu gefallen.

Das verwirrte mich, denn bis dahin hatte ich den Eindruck, eine hellere Hautfarbe sei für meine Eltern und ihre Freunde etwas Positives. Im westindischen Kastensystem waren gelockte Haare mehr wert als krause, blaue Augen mehr als braune oder schwarze. Aber Dennis wich wohl zu deutlich ab. Später vertraute meine Mutter mir an, mein Vater habe das Kind nicht als das seine anerkannt. Das kränkte sie so sehr, dass sie sich nie mehr ganz davon erholte. Mein Vater hätte wissen können, dass sich in gemischtrassigen Familien manche Eigenschaften oft erst nach zwei oder drei Generationen wieder zeigen. In der Karibik war der genetische Mix durch die verbreitete Polygamie der Eltern oder Großeltern beeindruckend. Ein Kind konnte durchaus die hellblauen Augen des Geliebten der Mutter haben – oder auch nicht. Wer seinem Partner Untreue unterstellte, riskierte also nicht nur, seine Ehe zu zerstören, sondern auch, unrecht zu haben. Aber mein Vater ließ sich nicht überzeugen, und so hing die Ehe meiner Eltern nur noch an einem sehr dünnen Faden, der schließlich reißen musste.

Von nun an sollte ich mich um Dennis kümmern, wenn meine Mutter an Feiertagen oder Wochenenden arbeiten ging. Sie hatte sonst niemanden. Was blieb ihr auch anderes übrig? So jedenfalls sah ich das, bis mein Therapeut nachhakte. »Gehen wir noch etwas zurück«, sagte er. »Sie hatten eine gewisse Verantwortung für Ihren Bruder.«

Ich nickte.

»Man hat Ihnen ständig gesagt, Sie sollen sich um ihn kümmern, auf ihn aufpassen, ihm zu essen machen.«

Ja, sagte ich, das stimmt.

»Wie alt waren Sie da?«, fragte der Psychiater ruhig.

Als mir die Erkenntnis dämmerte, musste ich erst einmal Luft holen. »Fünf oder sechs«, sagte ich schließlich. Und plötzlich brach ich in Tränen aus. Tränen der Wut, der Enttäuschung, Verbitterung über meine Mutter, für die ich bis dahin immer Entschuldigungen gefunden hatte. Zorn auch auf meinen Bruder, weil er mich an diese Rolle gefesselt hatte, aus der ich, so sehr sie mich auch überforderte, nicht herauskommen konnte. Mit fünf Jahren wusste ich nur, dass meine Mutter irgendwo

draußen in der Welt diese zermürbende, geisttötende Arbeit verrichtete; und da mein Vater fast nie zu Hause war, war ich derjenige, der ihr helfen musste, ihrem Elend zu entkommen oder wenigstens zu trotzen. Ich glaubte nicht das Recht zu haben, die Lage, in der ich mich befand, meiner Mutter anzulasten, nicht das Recht, mich über die Verantwortung zu beklagen, die jetzt auf meinen Schultern lag. Vor allem musste ich ihr – und mir selbst – beweisen, dass ich sie nicht, wie mein Vater, im Stich lassen würde. Das Schlimmste, was sie zu mir sagen konnte, war: »*Du bist genau wie dein Vater.*« Wann immer sie das sagte, brach ich innerlich zusammen.

Als wäre eine jahrzehntelang verschlossene Schublade endlich aufgegangen, spürte ich jetzt zum ersten Mal, welche Angst und welchen Schmerz ich als Fünfjähriger ausgestanden hatte.

In dieser Schublade lag wie altes Schwarz-Weiß-Foto eine fast vergessene Erinnerung. Ich wusste noch den Wochentag und die ungefähre Uhrzeit: ein Samstag im Winter, spät nachmittags, der Himmel schon dunkel. Meine Mutter war irgendwo arbeiten, und ich hatte mich den ganzen Tag um Dennis gekümmert. Ich war hungrig und müde, aber mehr als alles andere wollte ich von meiner Mutter gelobt werden – weil ich so ein braver Sohn war, der Herr des Hauses. Aber was tat sie, als sie endlich in unsere winzige Wohnung kam? Sie setzte sich aufs Bett und sagte kein Wort. Starrte tieftraurig ins Leere. Nach einer Weile fragte ich, was los sei. Offensichtlich gegen ihre Tränen ankämpfend, nahm sie ihren Hut ab, steckte die Hutnadel wieder an ihren Platz und sagte: »Wenn du mal groß bist, Kleiner, denk daran: Leg dich abends niemals schlafen, wenn du es tagsüber unterlassen hast, dich gegen eine Ungerechtigkeit zur Wehr zu setzen.« Dann schwieg sie wieder und überließ es mir, darüber nachzudenken, was diese Belehrung zu bedeuten haben mochte.

Das war mein *Rosebud* – der Augenblick, der sich mir dauerhafter und folgenschwerer eingepägt hat als jeder andere.

Je mehr sich meine Eltern auseinanderlebten, desto frommer wurde meine Mutter, und das hatte direkte Auswirkungen auf mich.

Während ihrer Kindheit in den Bergen von St. Ann Parish hatte Millie in schlichten Hütten die wilden Predigten selbst ernannter evangelikaler Priester erlebt. Geholfen hatte ihr das nicht. »Die waren mir zu niggerhaft«, wie sie verächtlich meinte: zu viel Gezappel und Geschrei. Der Katholizismus hingegen war etwas ganz anderes. Meine Mutter liebte das Majestätische daran, den Weihrauch, das Geheimnisvolle. Vater, Sohn und, vor allem, *Heiliger Geist* – den Geist hatte sie besonders gern. Als ihre Einwandererträume sich immer stärker in Luft auflösten und ihre Ehe allmählich zerbrach, suchte sie zunehmend Schutz im Schoß der Kirche und setzte ihr Vertrauen schließlich ganz in Jesus. Die Frömmigkeit meiner Mutter wurde zur Belastung für alle anderen, besonders für meinen Vater. Um sich ihrer als würdig zu erweisen, wurde er katholischer als der Papst. Als ich so groß war, dass er mich nicht mehr verprügeln konnte, provozierte ich ihn gelegentlich mit Gotteslästerungen, was ihn völlig aus der Fassung brachte. Er konnte dann nur noch hektisch das Kreuzzeichen machen, drei-, viermal, um einen möglichen Bannstrahl des Himmels von sich abzuwenden. Wenn diese Dramen sich im Freien abspielten, entfernte er sich mehrere Schritte von mir, damit Gottes Zorn in Form eines Blitzstrahls auch ja nicht das erwünschte Ziel verfehlte.

Mir selbst blieb in der Sache keine Wahl. Jeden Sonntag besuchte ich in einem meiner kleinen blauen Anzüge mit meiner Mutter die katholische Messe. Ich ging auch auf eine katholische Schule: St. Charles Borromeo in der Gegend von West 142nd Street und 7th Avenue. Die Nonnen dort schlugen mir oft ordentlich auf die Finger, besonders wenn ich beim Vorlesen Fehler machte. Ich suchte in ihren Mienen nach Vergebung, aber da war nichts. Sie schienen weder am Lehren noch am Lernen Freude zu haben. Ich sah, dass sie ihre Arbeit an diesem schrecklichen Harlemer Außenposten nur als Prüfung betrachteten, die sie zu ertragen hatten. Tag für Tag schleppte ich mich unglücklich dorthin, denn nichts Erfreuliches erwartete mich in dieser Schule – bloß die trostlose Gewissheit, ein paar Stunden in Buße zu verbringen, genau wie die Nonnen.

Da mein Vater jetzt so oft unterwegs war, brauchte ich Ersatz, und den fand ich in Onkel Lenny, einem der vielen Geschwister meiner Mutter. Onkel Lenny war wie Hines ein Lotterieunternehmer mit eigener Bank. Ein großer, kräftiger, gut aussehender Mann – und ein unangenehmer Zeitgenosse. Mit Onkel Lenny legte sich niemand an, außer vielleicht meine Mutter. Wenn er in eine Bar geschlendert kam, scharten sich sogleich seine Bewunderer und Handlanger um ihn. Einmal schickte mich meine Mutter in die Bar, um ihn abzuholen. Als ich neben ihm saß, kam ein schwarzer Polizist in voller Montur herein und stellte ihn wegen irgend etwas zur Rede. Es kam zum Streit, und plötzlich holte Lenny aus und schlug den Mann zu Boden. Ein einziger Schlag! Ich habe schon manchen Sack Yamswurzeln von Bord eines Schiffs fliegen sehen. Dieser Polizist schlug härter auf. Lenny sah zu ihm runter, sagte zu mir: »Komm, Junge«, stieg über ihn hinweg und ging mit mir davon, ohne sich noch einmal umzusehen. Kaum zu glauben, aber die Sache blieb folgenlos, vermutlich weil der Polizist sich nur über die Höhe seines Schmiergelds beschwert hatte.

Es gefiel mir, wenn Lenny mich auf der Straße sah und sagte: »Harry, komm mit.« Das hieß, ich würde einen Lutscher oder vielleicht sogar ein Fünfcentstück bekommen, und manchmal durfte ich ihn auch auf seiner Lotterierunde begleiten. Wir besuchten die kubanischen Zigarrenläden, in deren Hinterzimmern illegale Glücksspiele betrieben wurden. Aber auch auf dem Markt konnte man Lotterielose kaufen, nicht nur Yamswurzeln, Papayas und Ingwer. Lenny hatte seine Läufer, die für ihn das Geld einsammelten, aber er sprach gern auch mal selbst mit den Händlern. »*Gut fürs Geschäft, Harry.*« Oft landeten wir am Ende beim Friseur, wo es schwer nach Aftershave und billigem Herrenparfüm roch und die Männer aus dem Viertel die neuesten Gerüchte austauschten. Ich rollte mich auf einem der roten Ledersessel zusammen, saugte an meinem Lutscher und lauschte den Berichten vom letzten Boxkampf im Madison Square Garden. Joe Louis hatte es wieder mal geschafft! Wer sollte diesen Schwarzen jemals schlagen?

Meine Mutter hielt sich so weit wie möglich aus Lennys Geschäften heraus, aber manchmal brachte sie ihm ein Päckchen mit: die Tageseinsätze aus ihrer Nachbarschaft. Das konnte sie ihm kaum verweigern, da Lenny uns fast jeden Sonntag fünf oder zehn Dollar gab, damit wir besser durch die Woche kamen. In den 1930er-Jahren konnte man dafür eine Menge Lebensmittel kaufen. Wenn Lenny mit ernster Miene bei uns auftauchte, wussten wir, dass er betrunken war. »Weißt du eigentlich, was für ein Glückspilz du bist, dass deine Mutter bei dir ist?«, fragte er dann. »Untersteh dich, ihr noch einmal ungehorsam zu sein!« Und dann brach Lenny in Tränen aus. »Meine Mutter ist nicht hier, ich habe sie vor langer Zeit auf den Inseln zurückgelassen – du solltest deine Mutter ehren.« Lenny hatte einen Sohn, Lloyd, aber der lebte bei seiner Mutter, von der Lenny sich getrennt hatte. Er trug immer ein langes weißes Seidentuch in der hinteren Hosentasche; das zog er nun hervor, schlug es auseinander, schnäuzte sich und steckte es wieder ein. Wenn er sich nicht beruhigen konnte, packte meine Mutter ihn beim Schlips und sagte: »Reiß dich zusammen, Mann!« Lenny erschrak. Sie war die Einzige, die so mit ihm reden durfte.

Lenny war der Pate unserer Familie, verbat es sich aber ausdrücklich, dass ich ihn mir zum Vorbild nahm. »Ich will nicht, dass einer von euch so aufwächst wie ich«, jammerte er betrunken und zückte wieder einmal sein Taschentuch. Es gab genug andere in Harlem, an die man sich halten konnte, denn damals lebten dort viele berühmte schwarze Amerikaner Seite an Seite mit uns anderen; in den eleganten Wohnhäusern südlich der 96th Street waren die nicht willkommen. Auf der Straße sah ich Duke Ellington mit seinem Piratenkopftuch einkaufen gehen, in einer Bar sah ich Langston Hughes. Einer meiner Helden war A. Philip Randolph, Chef der Bruderschaft der Schlafwagenschaffner. Randolph hatte diese Gewerkschaft gegründet und einen erbitterten Kampf mit der Pullman Company um bessere Bezahlung und Arbeitszeiten für die siebentausend Mitglieder gewonnen. Ich mag die Einzelheiten nicht gekannt haben, aber ich hatte von meiner Mutter gehört, dass Randolph es gewagt hatte, einen Streik auszurufen und erfolgreich durch-

zuführen. Er war ein Held. Mit großen Augen sah ich ihn an der Spitze eines Demonstrationszugs durch Harlem ziehen, alle diese Männer mit rotem Kragen und glänzenden Knöpfen und leicht schief aufgesetzter roter Mütze. Jeder bewunderte diese Schaffner, nicht nur wegen der stattlichen Löhne, die Randolph für sie ausgehandelt hatte, sondern auch, weil sie weltgewandt waren – schließlich reisten sie im ganzen Land herum – und weil die meisten einen Collegeabschluss hatten. Sie waren eine Arbeiterelite, nur eine Stufe unterhalb von Ärzten und Anwälten. Als Sechs- oder Siebenjähriger träumte ich davon, eines Tages Schlafwagenschaffner zu werden. Damals hätte ich mir nie träumen lassen, dass Martin Luther King mich auf dem Höhepunkt der Bürgerrechtsbewegung einmal mit Randolph persönlich bekannt machen sollte.

Ironischerweise waren die stolzen Eisenbahnschaffner, als die Bewegung Fahrt aufnahm, von Hollywood längst zu ewig lächelnden, unterwürfigen Lakaien gemacht worden. Die echten hatten stundenlange nächtliche Debatten mit schwarzen oder weißen Passagieren geführt. Sie waren gebildet und stolz. Hollywoods Schaffner scharwenzelten unterwürfig um die weißen Hauptdarsteller herum, in deren Dramen sie gelegentlich am Rande auftauchten, wenn sie ihnen die Koffer trugen und sich artig für ein Trinkgeld bedankten.

Insbesondere ein Film – ein kurzer Stummfilm von Mack Sennett – war für das erbärmliche Klischee dieser eigentlich so stolzen Dienstleister verantwortlich. Zu Beginn des Films steigt ein reicher weißer Ehebrecher mit seiner aktuellen Geliebten in einen Pullman-Zug. Ohne dass die beiden es ahnen, kommt die Ehefrau ebenfalls an Bord. Nun entfaltet sich eine Reihe komischer Situationen, als Frau, Geliebte und Ehemann sich im Hin und Her zwischen den Abteilen jeweils nur knapp verpassen, wobei der untreue Gatte mehrmals fast einen Herzinfarkt erleidet. Der Einzige, der außer ihm die Wahrheit kennt, ist ein unterwürfiger glupschäugiger schwarzer Schaffner. Zum Lohn für sein Schweigen und seine Loyalität gegenüber dem reichen Weißen bekommt der Schaffner jedes Mal ein Trinkgeld, wenn die beiden sich in dieser angeblich komischen Konstellation

begegnen. Und jedes Mal verbeugt sich der Schaffner grinsend und beißt in die Münze, um sich zu vergewissern, dass sie echt ist. Am Ende der Fahrt hat keine der beiden Frauen etwas mitbekommen; der Ehemann entgeht der Katastrophe und ist dem Schaffner so unendlich dankbar, dass er ihm zwinkernd noch ein letztes Trinkgeld gibt. Dieser alberne Film aus der Frühzeit von Hollywood hat das Image der Schaffner für immer verändert.

Ich hatte auch weiße Vorbilder, denn die Leute aus der Karibik bewunderten Erfolgreiche unabhängig von ihrer Hautfarbe. Meine Mutter ließ sich keine Kaminplauderei Präsident Roosevelts im Radio entgehen; er und Eleanor waren ihre größten Helden. Auch ich verehrte die beiden und hätte mir niemals träumen lassen, dass Mrs. Roosevelt mich eines Tages einmal anrufen würde, und dass unsere Begegnung für mich den Beginn einer Freundschaft bedeutete, die mein ganzes Leben verändern sollte. Ich mochte fast jeden Schauspieler, den ich auf der Leinwand sah, besonders aber die hartgesottenen: Jimmy Cagney, George Raft, Edward G. Robinson. Das waren unsere Vorbilder – Helden der Arbeiterklasse im Kampf gegen die Mächte, die auch uns bedrohten: die Polizei, das FBI, die Banken mit ihren hochnäsigen weißen Kassierern, die auch für uns nie ein Auge zudrückten. Wir jubelten ihnen zu, wenn sie diesen Kassierern eine Pistole unter die Nase hielten. Sie waren unsere Robin Hoods. *Take the Money and Run!* Neben weißen Schauspielern bewunderte ich auch weiße Sportler, zum Beispiel den Boxer Jimmy Braddock. Allerdings standen für einen schwarzen Jungen Mitte der 1930er alle diese Männer im Schatten des großen schwarzen Halbgottes, der Braddock wenig später k.o. schlagen sollte – Joe Louis.

Louis lebte in Detroit, trainierte aber für seine New Yorker Kämpfe in Lakewood, New Jersey, und ließ sich daher oft in Harlem blicken. »Hey, ich habe gehört, Joe Louis ist drüben an der 125. Ecke Lenox«, erzählte ein Freund, den ich auf der Straße traf. »Lass uns mal nachschauen, ob er noch da ist.« Dort angekommen, erfuhren wir, dass er in einem Restaurant beim Mittagessen saß, und drückten uns die Nasen am Schaufenster platt, um einen Blick auf diese lebende Legende zu erhaschen.

Lenny versprach mir, mich einmal nach Lakewood mitzunehmen, da könne ich dem großen Champion beim Training zusehen. Aber dazu mussten wir warten, bis Louis das nächste Mal im Madison Square Garden antrat, was nur ein- oder zweimal im Jahr geschah. An den Sonntagen vor diesen historischen Spektakeln konnte man rüberfahren und Karten kaufen; von den Einnahmen bestritt Louis die Kosten seines Trainingslagers. Eines Sonntags, mein Vater war zufällig einmal zu Hause, war es endlich so weit: Lenny fuhr mit seinem großen schwarzen Packard vor, um uns über den Fluss nach Lakewood zu kutschieren, wo Louis wieder trainierte. Ich hatte schon meinen kleinen blauen Anzug und eine blaue Krawatte an und war startbereit, aber dann muss ich meine Mutter mit irgendetwas verärgert haben – womit, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls verbot sie mir mitzufahren – ich sollte allein zu Hause bleiben, nur die anderen durften mit. Mein Vater versuchte für mich einzutreten, aber meine Mutter ließ sich nicht erweichen. Schließlich sagte er zu meiner Verblüffung: »Gut, dann bleibe ich auch.« Er zog seinen Anzug wieder aus, und als Millie und Lenny abgefahren waren, führte er mich aufs Dach des Gebäudes und spielte Murmeln mit mir.

Das ist fast fünfundsiebzig Jahre her, und noch heute kommen mir die Tränen, wenn ich daran denke, wie gut er an diesem Tag zu mir war – eine Seltenheit, aber immerhin. Wer war er wirklich: der Mann, der mich brutal verprügelte, oder der, der an diesem Tag auf dem Dach mit mir Murmeln spielte? Vielleicht beides. Aber genau weiß ich es bis heute nicht.

Als auch wir endlich ein Radio hatten, einen dieser oben gewölbten Kästen von RCA, entdeckte ich eine ganze Reihe neuer Helden. Dazu zählten The Green Hornet und Lone Ranger, aber auch Amos und Andy, die weißen Komiker, die sich für uns so schwarz anhörten wie für den Rest von Amerika. Am Radio entdeckte ich auch, dass ich ein gewisses musikalisches Talent besaß. Lief eins unserer Lieblingslieder, sangen meine Mutter und ich in der Küche zweistimmig mit. Das führte dazu, dass sie mich schließlich animierte, Verwandten etwas vorzusingen.

Ziemlich schmalziges Zeug. Ich erinnere mich an ein altes irisches Lied, in dem es um Mütter ging: »*M is for the million things she gave me, / O means only that she's growing old, / T is for the tears she shed to save me, / H is for the heart as pure as gold ...*«. Oder die Vertonung des Gedichts »*I think that I shall never see / A poem lovely as a tree*«. Ich hielt meine Stimme für nichts Besonderes, aber ich weiß, dass diese kleinen Wohnzimmerrauftritte mir viel Mut gemacht haben.

Mehr Musik – und viel bessere Musik – gab es im nahe gelegenen Apollo Theatre. Ich freute mich immer darauf, sonntags nach der Messe ins Apollo zu gehen – sieben Jahre alt, in meinem besten blauen Anzug –, um Cab Calloway, Count Basie, Duke Ellington, Lucky Millinder, Billie Holiday oder Ella Fitzgerald zu hören. Die endlose, langweilige Messe konnte ich nur ertragen, weil ich wusste, hinterher geht's in die wahre Kathedrale der Spiritualität. Im Apollo habe ich sie alle gehört, jeden Einzelnen, weil es meiner Mutter immer irgendwie gelang, das Geld aufzutreiben und mich mitzunehmen. Und wenn sie arbeiten musste, ging mein Vater oder ein anderer Verwandter mit mir hin.

Vielleicht hegte sie die Hoffnung, ich könnte auch einmal diesem Club der Unsterblichen angehören; denn als ich eines Tages aus der Schule kam, kämpften sich zwei Männer mit einem Mietklavier die vier Stockwerke zu unserer Wohnung hoch. Es war ein Walzenklavier, in das man Notenrollen einlegen und abspielen konnte, man konnte aber auch selbst darauf spielen, wie auf einem normalen Klavier. Um das zu lernen, erklärte meine Mutter, würde ich bei Miss Shepherd für fünfzig Cent die Stunde Unterricht bekommen.

Miss Shepherd war ein älteres Fräulein in hochgeschlossener Bluse und langem Kleid; die Haare hatte sie zu einem Dutt hochgesteckt, und auf der Nase trug sie einen Kneifer. Klavierstunden gab sie, um für sich und ihre Mutter etwas dazuzuverdienen. Sie galt als die beste Musiklehrerin in der ganzen Gegend. Und als die strengste. Immer wenn ich mich bei den Tonleitern verspielte, schlug sie mir so fest wie die Nonnen in der Schule mit einem Lineal auf die Finger. Es war eine Tortur.

Schließlich begann ich den Unterricht zu schwänzen, trieb mich auf der Straße herum und spielte Murmeln mit den Rowdys aus der Nachbarschaft. Zu meinem Entsetzen wurde ich dabei einmal von meiner Mutter erwischt. Wütend zerrte sie mich zu Miss Shepherd, um herauszubekommen, was hier los war. Dort hörte sie, dass ich seit Wochen nicht mehr zum Unterricht erschienen war. »Ist dir eigentlich klar, was ich für die fünfzig Cent pro Stunde alles tun muss, Harry?«

Zum ersten, aber nicht zum letzten Mal hatte ich ihre Erwartungen enttäuscht; ihr Einwanderertraum, sich selbst aufzuopfern, damit ihre Kinder es einmal besser hatten, war erschüttert, vielleicht schon ausgeträumt.

Noch in derselben Woche ließ meine Mutter das Klavier wieder abholen. »Du bist jetzt auf dich selbst gestellt«, sagte sie. Und so war es auch.

Mit sieben war ich trotz all der Bemühungen meiner Eltern und meines Onkels Lenny, mir etwas beizubringen, ein recht schwieriges Kind geworden. Ich ließ mir nichts gefallen, weder zu Hause noch auf dem Schulweg, wo ich täglich an jungen Iren und Italienern vorbeimusste, die nichts lieber taten, als einem allein daherkommenden schwarzen Kind eine Abreibung zu verpassen. Meine Schule war die P.S. 186 an der 145th Street, ein fünfstöckiges Backsteingebäude zwischen Broadway und Amsterdam Avenue; die meisten Schüler waren Weiße, was Anlass zu noch mehr Schlägereien gab. Auf den Korridoren war ich jederzeit bereit loszuprügeln, sobald mich ein anderer Schüler im Vorbeigehen auch nur versehentlich anstieß. Und das geschah nicht selten.

Meine Mutter reagierte sehr widersprüchlich auf diese Schlägereien. Als ich noch auf der Grundschule war, kaufte sie mir einmal ein gebrauchtes weißes Hemd, das ich für eine Schultheateraufführung benötigte. Ich war mir durchaus bewusst, welche Opfer meine Mutter auch für die kleinsten Dinge bringen musste, die sie mir zukommen ließ; das Hemd bedeutete mir daher sehr viel. Am Abend vor der Aufführung lag ich im Bett, hörte *Amos 'n' Andy* und sah ihr zu, wie sie es ausbesserte und einen fehlenden Knopf annähte. Am nächsten Tag kam ich mir todschick vor, und bei der Aufführung lief alles wunderbar. Nachmittags auf dem Heimweg wurde ich von ein paar Typen abgehalten, die mich heftig verspotteten. Ich tobte innerlich, aber da ich mein neues Hemd nicht gefährden wollte, ignorierte ich sie. Das stachelte sie erst recht an, mich herumzuschubsen. Bevor sie mich ernsthaft verprügeln konnten, gelang mir die Flucht. Ich rannte, bis ich in unsere Straße kam,

und da stand zufällig meine Mutter vorm Haus. Sie wollte wissen, was los war. Ich erzählte es ihr und konnte sehen, wie die Wut in ihr hochstieg. Sie ließ sich von mir zu der Stelle zurückführen, wo die Jungs mir aufgelauret hatten. Sie waren noch da. Meine Mutter nahm mir meine Bücher und die Jacke ab und sagte: »Geh und tu, was du zu tun hast!« Ich war verblüfft. Sie schob mich auf den stärksten dieser Schlägertypen zu und flüsterte mit erstickter Stimme: »Knöpf ihn dir vor!« Beflügelt von ihrer Ermunterung, stürzte ich mich auf den Kerl. Am Ende hatte er mehr als nur eine blutige Nase. Fassungslos sah ich die anderen weglaufen. Meine Mutter strahlte mich an. Mir kamen die Tränen, und ich schlang meine Arme um ihre Hüften und drückte sie so fest wie noch nie. »Danke, dass du mir geholfen hast, Ma«, sagte ich. Jetzt nahm sie mich in die Arme. »Manchmal«, sagte sie, »gibt es Wichtigeres im Leben als ein Hemd.«

Nach der Schule streifte ich unbekümmert in unserem Viertel herum – zu unbekümmert, wie sich irgendwann zeigte. Eines Tages wurde ich beim Spielen auf der Straße von einem Auto angefahren. Mit einem gebrochenen Bein wachte ich im Harlem Hospital wieder auf, bis zur Hüfte eingegipst. Meine Mutter gab wie üblich meinem Vater die Schuld. »Wenn er doch bloß ein anständiger Mann wäre und die Familie zusammenhalten würde.« Aber sie machte auch sich selbst Vorwürfe, wie damals, als ich mich mit der Schere am Auge verletzt hatte.

Von den Medikamenten, die man mir im Krankenhaus verabreichte, bekam ich einen schrecklich trockenen Mund und wund Lippen. Wenn ich an einer bestimmten Stelle daran saugte, floss immerhin ein wenig Speichel. Als ich nach Hause durfte, hatte ich mir das so angewöhnt, dass meine Unterlippe an einer Seite stark geschwollen war. Ich konnte gar nicht mehr aufhören, daran zu saugen. Meine Mutter probierte alles Mögliche aus. Sie klebte mir ein Pflaster drauf; ich zog es ab. Sie strich mir bittere Salbe oder scharfe Sauce drauf; ich lutschte so lange, bis der unangenehme Geschmack weg war. Schließlich schaltete sie meinen Vater ein.

»Junge, wenn du noch einmal an deiner Lippe saugst, kannst du was erleben«, drohte er. Aber ich konnte es nicht lassen. Und

die Strafe für dieses neueste Verbrechen folgte prompt. Als Erstes stieß mich mein Vater aufs Bett und klemmte mich zwischen seinen kräftigen Beinen ein. Dann packte er mich mit einer Hand am Kinn. Mit der anderen hielt er seine Zigarre hoch und blies die Asche von der glühenden Spitze. Die Glut leuchtete hell auf. »Du willst an deiner Lippe saugen?« Die Glut näherte sich meiner geschwellenen Lippe. »Willst du das?« Die Glut kam noch näher, sehr nahe. Kurz bevor sie mich versengte – ich spürte bereits die Hitze –, zog er sie weg. Dann verprügelte er mich mit seinem Gürtel.

Meine Mutter erklärte, einen Faulenzer wie mich sollte man besser nach Jamaika zurückschicken; dort würden mich wenigstens keine Autos überfahren. Während Dennis bei meiner Mutter in Harlem blieb, fuhr ich mit meinem Vater auf einem Schiff der United Fruit Company rüber. Wenn ich nicht in seiner Kabine eingesperrt war, durfte ich ihm in der Kombüse zusehen, wie er die drei täglichen Mahlzeiten für den Kapitän und die Mannschaft zubereitete. Auf dieser Reise lernte ich eine neue Seite an ihm kennen. Er war der Chefkoch, er kommandierte die Küchenjungen herum. Sosehr ich ihn fürchtete und hasste, empfand ich zum ersten Mal auch Bewunderung für ihn.

Das Bergdorf, in dem meine Großmutter lebte, hieß Aboukir, wie ich jetzt erfuhr. Ihr Holzhaus stand, in den Hang hinein gebaut, auf Stelzen und hatte ein Dach aus Blech- und Holzresten, die von Baustellen im nahe gelegenen Ocho Rios stammten. Strom gab es keinen; wenn es dunkel wurde, zündete Jane die Öllampen an. Kanalisation gab es auch nicht, nur ein Plumpsklo hinterm Haus. Auf ihrem kleinen Stückchen Land baute Jane Bananen, Yamswurzeln, Passionsfrüchte, Okra, Taro und Ackee an; Letzteres ist eine einheimische Frucht, die lange (sehr lange) gekocht werden muss. Ihre erwachsenen Kinder und die übrigen Verwandten lebten genauso. Jeder hatte eine kleine Hütte und ein bisschen Land – ehemalige Plantagen, die jetzt aufgeteilt worden waren. Die Kolonialzeit war noch nicht lange vorüber, und die Bewohner der Insel erinnerten sich noch zu gut daran, wie sie gelebt hatten, bevor sie ein eigenes Stück

Land besaßen. Jetzt hegten und pfl egten sie es so stolz und hingebungsvoll wie Lord Mountbatten seine riesigen Ländereien.

Die Wärme und Liebe, die ich schon als kleines Kind bei meiner Großmutter gespürt hatte, fühlte ich jetzt noch deutlicher. Ich betete sie regelrecht an. Jane Love herrschte als Matriarchin über einen großen Klan von Kindern, Enkeln und verschiedenen anderen Verwandten und war ständig damit beschäftigt, ihnen die Kleider auszubessern, aber ich hatte das Gefühl, dass sie mich besonders ins Herz geschlossen hatte. Vielleicht lag es daran, dass ich von so weit her gekommen war. Vielleicht merkte sie, dass ich Kummer hatte, und versuchte mir deswegen jeden Wunsch zu erfüllen. Oder sie hatte noch Schuldgefühle wegen des Unfalls mit der Schere und kümmerte sich deshalb so eifrig um mich. Ich weiß nur, dass kein Mensch seinen Nachnamen jemals so sehr verdient hat wie sie.

Meine Beziehung zu ihr hat mich enorm geprägt. Mein ganzes Leben lang konnte ich mich mit ungewöhnlicher Leichtigkeit zwischen verschiedenen Rassen und Klassen bewegen – mit einer Leichtigkeit, die mir als Entertainer und später als Aktivist dabei half, zwischen Martin Luther King und seinen baptistischen Anhängern in den Südstaaten einerseits und dem aristokratischen irischen Kennedy-Klan andererseits zu vermitteln. Für mich hat das seinen Ursprung darin, dass Jane, die so weiß und blauäugig war, wie man nur sein kann, mir so viel Liebe entgegenbrachte. »Wo ist mein Harry?«, höre ich sie heute noch sagen. »Wo ist mein lieber kleiner Harry?«

Fast täglich kamen einige aus ihrer Schar zum Essen vorbei, weil auch sie alle Jane liebten und weil Jane eine phantastische Köchin war. Sie hatte nur ihren aus Steinen gebauten Holzofen vorm Haus. Und besonders viel, was sie hätte zubereiten können, besaß sie auch nicht. Von dem Obst und Gemüse, das sie anbaute, war zu jeder Jahreszeit immer nur ein kleiner Teil reif. An Fleisch gab es hauptsächlich Huhn. Das aber das ganze Jahr über. Jane zog so viele Hühner auf, wie sie konnte, und dann noch ein paar mehr; hätten wir auf den Eiern schlafen und noch mehr Küken ausbrüten können, hätte sie uns das tun lassen. Huhn stand also fast jeden Abend auf dem Speiseplan, aber

jedes Mal schmeckte es anders, so raffiniert war Jane bei der Auswahl ihrer Gewürze und der anderen Zutaten, so geschickt wechselte sie zwischen Grillen, Kochen und Braten ab. Satt und zufrieden wanderten ihre Gäste am Ende des Abends auf dunklen Wegen zu ihren Hütten zurück, und eine nach der anderen blinkten ihre Öllampen auf den Hügeln der Umgebung auf.

Morgens ging ich allein zur Schule, die aus einem einzigen Zimmer bestand, und versuchte mit viel Mühe und wenig Erfolg lesen zu lernen. Danach schickte Jane mich manchmal auf Besorgungen ins Nachbardorf. »*Geh zu Mrs. Richard und sag ihr, wir brauchen ein paar Yamswurzeln. Und trödel nicht rum ...*« Auf den hügeligen Wegen von einem Dorf zum andern kam ich an riesigen, oben offenen Betontanks vorbei, manche überirdisch, manche in den Boden eingelassen. Der in diesen Reservoirs gesammelte Regen war unser einziges Trinkwasser. Aus den Tanks ragten Zinkrohre, über die wir das Wasser in unsere Flaschen und Fässer füllen konnten; für mich sahen sie wie die Arme von Riesen aus, die mich jeden Augenblick schnappen konnten, weshalb ich immer einen weiten Bogen um sie machte. Meine Ängste waren nicht unbegründet. Manchmal fielen Leute in die Tanks, und wenn nur wenig Wasser drin war, kamen sie nicht mehr raus. Und wenn sie nicht rechtzeitig entdeckt und mit einem Seil herausgezogen wurden, ertranken sie.

Den nächsten Markt gab es in Brown's Town; dorthin brachten die Dorfbewohner auf Eseln oder Handkarren ihre Ernte. Wenn die Karren voll waren, trugen sie den Rest auf dem in bunte Tücher gehüllten Kopf. Wenn ich Glück hatte, wurde ich mitgeschickt, um einen meiner Onkel zu begleiten; meist trotete ich hinterher, aber manchmal durfte ich zu meiner Freude auch auf dem Esel reiten. (»*Nicht die Bananen quetschen!*«) Und wenn ich ganz großes Glück hatte, durfte ich auf einem der wenigen Lastwagen in unserer Gegend mitfahren. (»*Hey, Mann, steig auf!*«) Ich sprang aufs Trittbrett, hielt mich am Fensterrahmen fest, und wir rollten die Schotterpiste hinunter, vorbei an einer Gruppe Bauxitarbeitern auf dem Heimweg mit von Bauxitstaub roten Gesichtern.

Der größere Markt, insbesondere für Bananen, war Ocho Rios mit seinem Hochseehafen, wo die Schiffe der United Fruit Company beladen wurden. Bananen, Zuckerrohr, Mangos, Orangen – das alles wurde verschifft, nachdem der Tallyman, der Kontrolleur der UFC, die Ware auf seiner Liste abgehakt und bezahlt hatte. »Come, Mr. Tallyman, tally me banana, / Daylight come and me wan' go home.« Nicht zufällig wurde dieser Song mein bekanntester; ich wusste, wovon ich da sang.

Waren die Männer ausbezahlt, folgte ich ihnen durch die Straßen von Ocho Rios, wo sie die Emailletöpfe oder Schaukelstühle kauften, nach denen ihre Frauen verlangt hatten. Manchmal gingen sie auch in die Kneipe und kippten ein paar Schnäpse, und es kam vor, dass sie sturzbetrunken den Heimweg antraten und ihre Lastwagen nur noch im Schlingerkurs über die Hügelwege steuern konnten. Ich hockte auf dem Trittbrett, ließ mir die kühle Abendluft um die Nase wehen und tat so, als würde ich mich ängstlich festhalten.

Als ich die Schule hinter mir hatte, brachte mich mein Vater auf einer seiner Touren nach New York zurück. Ich war jetzt acht, alt genug für neuen Ärger.

In diesem Sommer, in unserer neuesten von mehreren Familien bewohnten Wohnung, freundete ich mich mit Eleanor an, die sich ebenso wie ich für Dottorspiele interessierte. Ich sehe das noch so deutlich vor mir, als wäre es gestern gewesen, so sehr hat sich mir das eingepägt: links die Küche. Rechts das Schlafzimmer. In der Mitte als Verbindung zwischen den beiden Zimmern eine kleine Vorratskammer, in der Konserven aufbewahrt werden. Ein Junge und ein Mädchen fummeln im Schlafzimmer an ihren Knöpfen herum. Die Mutter des Jungen steht in der Küche und kocht. Der dicke Vorhang zwischen Schlafzimmer und Vorratskammer ist wie üblich geschlossen. Aber heute hört die Mutter ihren Sohn im Schlafzimmer und will ihm etwas sagen, ohne sich aus der Küche zu entfernen; sie schiebt den Vorhang beiseite. Die Kinder erstarren. Das Mädchen ergreift die Flucht. Mutter und Sohn starren sich entsetzt an. Schließlich sagt die Mutter: »Das hebe ich mir für deinen Vater auf.«

Meistens war mein Vater ja unterwegs, aber diese Woche war er leider zu Hause. Ein, zwei Tage sagte er nichts, und ich wagte mir einzubilden, ich könnte der schrecklichen neuen Strafe entgehen, die mich erwartete. Aber als ich mich am Sonntag gerade für die Kirche umgezogen hatte, zog mein Vater mich ins Bad. Die Wanne war mit heißem Wasser gefüllt: mit kochend heißem, dampfendem Wasser. »Weißt du, wofür das ist?«

Ich antwortete nicht.

»Zieh dich aus.«

Langsam stieg ich aus meinen Sachen. Ich konnte nicht glauben, dass er mich in diese Wanne stecken würde. Ich fing an zu weinen, und er schlug mich ins Gesicht. Als ich bei der Unterwäsche angelangt war, weinte ich nicht mehr. Ich hatte mich mit dem Horror abgefunden. Ich war bereit, in die Wanne zu steigen. Oder vielleicht hatte ich innerlich einfach dichtgemacht.

Gerade als ich einsteigen wollte, riss mein Vater mich von der Wanne zurück. Wieder peitschte er mich mit seinem Gürtel aus – so schlimm, dass meine Mutter schließlich einschreiten musste. Ich nahm ihm das sehr übel, ihr aber auch. Sie mag nicht gewusst haben, wie er mich bestrafen wollte. Aber sie muss gewusst haben, dass es extrem ausfallen würde.

Tante Liz und Onkel Lenny hatten mich auf Zahlen neugierig gemacht, oder genauer: auf die Zahlenlotterie. Ich spürte die Erregung, die die Teilnahme an der Lotterie bei den Armen und Verzweifelten auslöste, das heißt also bei nahezu jedem in meiner Welt. Die Zahlen besaßen große Macht – sie finanzierten die Miete, sie stellten die eheliche Harmonie wieder her, sie kauften Glück, zumindest für kurze Zeit. Und so konnte es wohl nicht ausbleiben, dass ich mich eines Tages auf der Straße in eine Runde Dreiblatt-Monte reinziehen ließ. Ich hatte zehn Dollar von Tante Liz in der Tasche, die ich meiner Mutter für Lebensmittel geben sollte. Ich beobachtete den Geber eine Weile und dachte mir, dass ich den Schein vervielfachen könnte, wenn ich auch mal ein Spiel riskierte. Ich tat es, und plötzlich waren die zehn Dollar weg.

In Panik ging ich zur Wohnung meiner Tante zurück, denn dort, das wusste ich, würde ich Geld finden – sehr viel Geld. Auf den Betten in den Schlafzimmern am Ende des Flurs lagen jede Menge Geldpakete, die demnächst von Läufern an die glücklichen Gewinner ausgezahlt würden. Ich schlich in eins der Zimmer und zupfte einen Zehndollarschein aus einem Bündel. Bestimmt würde Tante Liz das Geld nicht vermissen, und erst recht käme sie nie auf die Idee, mich als Dieb zu verdächtigen. Aber genau das passierte. Sie war eine scharfäugige Geschäftsfrau, und es dauerte nicht lange, bis sie den Fehlbetrag bemerkte; sie ging die möglichen Verdächtigen durch und kam zu dem eindeutigen Schluss, dass ich der Schuldige sein musste. Sie konnte meine Mutter nicht anrufen – wir hatten kein Telefon –, aber als die beiden sich das nächste Mal sahen, erzählte sie ihr die Geschichte. Meine Mutter reagierte mit aufrichtiger Entrüstung. »Wie kannst du es wagen, meinen Sohn zu beschuldigen?«, zeterte sie. Ich lauschte im Hintergrund, krank vor Schuldgefühlen, unfähig zuzugeben, was ich getan hatte, bis die Diskussion sehr hitzig wurde und meine Mutter ihre Schwester anschrie, sie solle sich ... worauf die beiden sehr lange kein Wort mehr miteinander sprachen. Und ich musste zu meiner Schande bis ans Ende ihres Lebens so tun, als hätte Tante Liz mir unrecht getan.

Dieser Tag lehrte mich, mein Geld nicht zu stehlen, er lehrte mich aber nicht, das Spielen sein zu lassen. Während meiner ganzen Jugend spielte ich um Murmeln, wozu wir Zigarrenschachteln benutzten. Der Geber, könnte man sagen, schnitt drei kleine römische Bögen in eine Seite der Schachtel und stellte sie an einer abschüssigen Stelle der Straße in den Rinnstein. Die Spieler mussten ihre Murmel aus zwei oder drei Metern Entfernung in eins dieser Löcher befördern. Die Löcher entsprachen jeweils dem Gewinn von einer, zwei oder drei Murmeln. Traf man in das Ein-Murmel-Loch, erhielt man von jedem Mitspieler eine Murmel. Traf man das Zwei-Murmel-Loch, bekam man von jedem zwei. Am besten war natürlich das Drei-Murmel-Loch. Schaffte man keins dieser Löcher, hatte man die Murmel verloren.

Ich spielte auf der Straße um Murmeln, und ich setzte auf Karten, aber nach dieser Sache bei Tante Liz hielt ich mich immer an mein Limit: als Kind, als junger Mann bei der Navy, sogar später noch, als ich nach Harlem zurückkam und – manchmal mit ziemlich hohen Einsätzen – Poker spielte. Erst als ich nach Vegas kam, erlag ich der mächtigen Verlockung richtig großer Gewinne und fing an, über mein Guthaben hinauszugehen und so lange weiterzuspielen, bis ich aufhören musste – für immer.

Meine Mutter kam zu dem Schluss, es sei an der Zeit, ihre Kinder nach Hause zu bringen: nach Jamaika, und zwar für längere Zeit. Weg von den Gefahren und Versuchungen, denen wir in Harlem ausgesetzt waren. Dennis und ich sollten auf eine anständige Schule nach britischem Vorbild kommen, und meine Mutter würde arbeiten gehen. Sie kaufte auch für sich einen großen Koffer und versprach, bei uns zu bleiben. Ich war neun, Dennis war fünf, man schrieb das Jahr 1936. Aber für keinen von uns lief es wie erhofft.

Wir mieteten ein winziges Einzimmerhaus in Kingston, nicht weit von meinen Tanten, und zwei, drei Wochen lang suchte meine Mutter nach Arbeit: ohne Erfolg. Eines Tages packte sie schweigend und niedergeschlagen, die Lippen zusammengepresst, ihre Sachen in ihren Koffer zurück. Ich fragte nicht, was sie da machte oder warum. Ich wusste es.

An diesem Tag meldete sie mich in der Morris-Knibb Preparatory School an, die auch einen Wohntrakt für Schüler hatte. Dieser Teil des Plans ging immerhin auf. Die Schule begann mit der fünften Klasse. Dafür war Dennis noch zu jung, er kam auf eine Grundschule – viel kleiner und nicht so kostspielig wie Morris-Knibb, mehr konnte meine Mutter sich nicht leisten – und wurde bei einer einheimischen Familie untergebracht. Ich könne ihn alle zwei Wochen besuchen und mit ihm ins Kino oder Eis essen gehen, erklärte meine Mutter. Ich hatte wenigstens bis zum neunten Lebensjahr meine Eltern gehabt, wenn auch nur zeitweise. Aber Dennis sollte nie über seine Verbitterung hinwegkommen, als Fünfjähriger von beiden im Stich gelassen worden zu sein, wie er es empfand. Das verfolgte und quälte ihn sein Leben lang, bis er mit vierundvierzig an einem

Herzinfarkt starb. Nach seinem Tod machte unsere Mutter sich heftige Vorwürfe, dass sie ihn damals sich selbst überlassen hatte.

Als wir zur Morris-Knibb-Schule kamen, flehte ich meine Mutter an, es sich noch mal zu überlegen und uns beide wieder mit nach New York zu nehmen. Es war mir egal, wie klein die nächste Wohnung in Harlem sein würde. Es störte mich nicht, dass ich wieder auf meinen kleinen Bruder aufpassen müsste. Ich wollte nur bei ihr sein. Sie sagte, ich soll mich zusammenreißen. »*Kopf hoch, Junge!*« Sie brachte mich zu dem Zimmer, wo ich wohnen sollte, und packte meine Sachen in den winzigen Schrank. Allzu bald waren wir wieder draußen, wo ihr Taxi wartete, sie nahm mich in die Arme und sagte Auf Wiedersehen. Ich sah das Taxi wegfahren, und schon schloss sich das Schultor. Verzweifelt lief ich hin, steckte den Kopf durch die Gitterstäbe und heulte vor Trauer und Angst. Aber das Taxi kehrte nicht mehr um.

Meine neuen Lehrer brachten mich in die Klasse und wiesen mir einen Platz zu. Ich weinte und weinte. Am Abend konnte ich nichts essen; noch tagelang bekam ich kaum einen Bissen runter. Eines Morgens wurde mir beim Aufwachen klar, dass ich auf mich allein gestellt war. Meine Mutter hatte mich verlassen; daran war nichts zu ändern. Nie mehr würde ich bei meiner Mutter nach Liebe suchen. Außer mir hatte ich niemanden mehr. Ich war der Einzige, dem ich vertrauen konnte, der Einzige, der sich in diesem trostlosen Schulgebäude für mich interessierte. Ich musste unbedingt verhindern, bei diesen neuen Autoritäten unangenehm aufzufallen. Und ich nahm mir vor, nichts von dem zu glauben, was sie mir sagten.

Mary Morris-Knibb war in Kingston keine Unbekannte und sollte bald die erste Jamaikanerin sein, die in ein politisches Amt gewählt wurde. Wie die meisten Inselbewohner übernahm sie die britische Lebensart und organisierte auch ihre Schule entsprechend. Wir lernten britische Geschichte und Umgangsformen, sprachen mit britischem Akzent, lasen britische Zeitungen und machten uns die Meinung ihrer Leitartikel-Autoren zu eigen, wir spielten Fußball und Cricket und waren stolz

darauf, Teil des Britischen Empires zu sein, besonders wenn wir Filme wie *Die Attacke der Leichten Brigade* sahen, auch wenn wir selbst zu den von den Briten eroberten Ländern zählten. Das Einzige, was uns an den Briten nicht gefiel, war, dass sie uns unterdrückten.

In einer Hinsicht war ich eine Ausnahme: Ich hasste Cricket. Das machte mich bei meinen neuen Klassenkameraden und Lehrern nicht gerade beliebt. Nach kurzer Zeit galt ich als schwieriger Fall – dazu brauchte es nicht viel – und bekam oft den Rohrstock zu spüren, meist für irgendwelche Kleinigkeiten, an die ich mich nicht mehr erinnere, so viele waren es. Ich musste mich auf den Bauch legen, vier ältere Schüler hielten mich an Armen und Beinen fest, und der Lehrer verpasste mir fünf oder mehr Hiebe aufs Hinterteil. Geweint habe ich viel, aber nie bin ich der unterwürfige kleine Schüler geworden, den die Stockstrafe aus mir machen sollte.

Schließlich gab man mir zu verstehen, dass ich mir eine andere Unterkunft suchen sollte; die Lehrer wollten nicht mehr von mir sehen als unbedingt nötig. So kam ich zu Mrs. Shirley, bei der schon drei andere Jungen wohnten. Wir vier schliefen in einem Zimmer. Für dieses Bett und meine Verpflegung bekam Mrs. Shirley wöchentlich Geld von meiner Mutter. Ich weiß nicht, wie viel, auf jeden Fall war es zu viel. Eines Nachts kurz nach meinem Einzug wachte ich völlig zerstoßen auf. »Moskitos«, erklärte Mrs. Shirley beim Frühstück am nächsten Morgen. »Nein, Ma'am, das glaube ich nicht. Ich denke, es sind Wanzen.« Mrs. Shirley gab mir eine Ohrfeige. »In meinen Betten gibt es keine Wanzen!« Ich rannte ins Schlafzimmer und riss unter ihren eisigen Blicken die Laken von meiner Matratze. Um jeden einzelnen Matratzenknopf klebten Hunderte von Bettwanzeneiern. Ich sei spät dran, sagte Mrs. Shirley leicht betreten, ich solle mich auf den Weg zur Schule machen.

In den nächsten vier Jahren nahmen mich verschiedene Verwandte und Freunde von Verwandten bei sich auf – nicht aus Liebe, sondern für Geld. So mager die Einkünfte meiner Mutter oben im Norden sein mochten, in Jamaika, wo ein amerikanisches Zehncentstück einen Dollar wert war, konnte man da-

mit schon Unterkunft und Verpflegung besorgen. Am besten in Erinnerung geblieben ist mir der Haushalt meiner Tante Geraldine, einer Schwester meiner Mutter, deren Haut einen beinahe tahitischen Teint hatte. Tante Gerry, oder Tante G, wie ich sie nannte, hatte ihren – dank ihrer hellen Hautfarbe ohnehin schon guten – sozialen Status noch verbessert, indem sie einen Schotten namens Eric Pigou geheiratet hatte. Die Pigous bewohnten ein geräumiges Haus in der Connolly Avenue 17A in Kingston, und hier lernte ich, wie streng in Jamaika nach Rassen unterschieden wurde.

Der rotgesichtige Mr. Pigou war Leiter des Postamts, wenn ich mich recht erinnere; vielleicht auch nur einer von zwei oder drei anderen. Jedenfalls verdiente er genug, um ein zweigeschossiges Holzhaus mit Tennisplatz, Garten und bestens gepflegtem Rasen unterhalten zu können. Die Pigous hatten drei Kinder, zwei Mädchen und einen Jungen – Phyllis, Violet und David –, alle so weiß wie ihr Vater. Dazu kam Annette oder Nettie, ein Adoptivkind oder »Mündel«, wie sie mir vorgestellt wurde, etwa sechs oder sieben Jahre älter als ich. Als Adoptivkind, und weil sie Mulattin war, wohnte Nettie im hinteren Teil des Hauses, in einem kleinen Parterrezimmer neben der Hintertreppe. Ich wurde in einem Zimmer neben ihr einquartiert. Die Kinder der Pigous hatten ihre Zimmer oben, und natürlich waren die viel größer als unsere. Wenn Besuch kam, durften Nettie und ich uns nicht blicken lassen und mussten mit den Dienstboten in der Küche essen, während die Pigous und ihre Gäste im Esszimmer speisten. Die Freunde der Pigous sollten nichts von der dunkelhäutigen Verwandtschaft wissen, die bei ihnen lebte; das hätte ihren Ruf beschmutzt. Später erfuhr ich, dass die Pigous ein noch dunkleres Geheimnis hüteten. Nettie war Gerrys Tochter von einem anderen Mann. Ob Mr. Pigou das wusste und Gerry erlaubte, Nettie unter seinem Dach wohnen zu lassen, oder ob er es nicht wusste und Nettie tatsächlich für sein Mündel hielt, habe ich nie erfahren.

Wenn keine Gäste eingeladen waren, durften Nettie und ich zu den anderen ins Esszimmer. Obwohl wir eigentlich die Küche bevorzugten, denn bei den Mahlzeiten der Pigous ging es

entsetzlich förmlich zu, man musste kerzengerade sitzen und sich streng an alle Vorschriften der Etikette halten. Wir wussten genau, wann wir unsere Serviette zu nehmen, einmal auszuschiütteln und uns auf den Schoß zu legen hatten. Wir tauchten die Unterseite unseres Löffels nur ein wenig in die Suppe ein, hoben den Löffel an und tranken von der Spitze weg. Und so ging das von der Suppe bis zum Nachttisch. Dazu kam eine gestelzte Konversation, natürlich in feinem Britisch – ich sehe es noch vor mir, wie Mr. Pigou mir sein bebrilltes Gesicht zuwendet und sagt: »*Mein guter Junge, dergleichen tut man nicht bei Tisch*« –, alles so manierlich wie englische Lordschaften beim High Tea. War es wirklich erst eine Generation her, dass Tante Gerrys Eltern das Joch der Schuldknechtschaft abgeworfen hatten, nur um jetzt das affektierte Gebaren ihrer ehemaligen Aufseher zu imitieren? Aber so war es. Und keine zwanzig Jahre später sollten mich Fremde, die mich kennenlernten, für einen Collegeabsolventen aus gutem Hause halten, so sehr hatte ich die kulturellen Eigenheiten verinnerlicht, die Mrs. Morris-Knibb und die Pigous von den Briten übernommen und auf ihre strenge Art an mich weitergegeben hatten.

Außerhalb des anständigen Haushalts der Pigous lag eine ganz andere Welt. Auf Kingstons geschäftigen Straßen priesen Händler singend ihre Waren an. »Guaven-Gelee, Guaven-Käse ... gelbe Yams, gelbe Yams, holt euch eure gelben Yams!« Am besten waren die Fischverkäufer; die hatten für jeden Fang des Tages einen neuen Song. Am Kai standen Mento-Bands und sangen für den endlosen Strom von Touristen, die von den Kreuzfahrtschiffen kamen. Sogar Politiker sangen, um Leute um sich zu scharen, bevor sie ihre Reden hielten. Ein Politiker namens Simpson hatte eine Beinprothese, oben aus Kork zum Schutz des Stumpfs, unten aus Holz. »*Korkfuß Simpson, du Vagabund / wenn ich dich kriege, hack ich dir das andre ab*«: So ging das Lied eines Kandidaten der Gegenpartei. Simpson gewann die Wahl, und auf der Siegesfeier gab er es dem anderen mit einem Lied zurück.

Alle diese Musik nahm ich in mich auf, dazu kamen die ersten Fetzen klassischer Musik, die ich hörte, wenn ich an einem

großen Haus vorbeikam, das hinter beeindruckenden Toren und einem weiten Rasen auf einem Hügel thronte. Wer auch immer in diesem Haus lebte, hörte offenbar den ganzen Tag BBC. Die Stimme des britischen Ansagers drang durch ein Knistern und Rauschen, das die Ferne, aus der die Sendung kam, dramatisch steigerte. Ich kletterte auf einen Mangobaum am Straßenrand neben dem Anwesen und ließ mich behaglich auf den Ästen nieder. Die großartigen Klänge der Londoner Philharmoniker wehten zu mir rüber, während ich die in Griffweite hängenden Früchte pflückte und ihren süßen Saft genoss. So hörte ich Beethoven, dirigiert von einem Mann, dessen Name britischen Pomp und Majestät erahnen ließ: *Sir Thomas Beecham*.

Trotzdem fühlte ich mich in Jamaika einsamer als jemals in Harlem. Für die Pigous war ich bloß ein Kostgänger – ein dunkelhäutiger noch dazu. Zwar teilte ich mit Nettie meinen niedrigen Status, aber der Altersunterschied machte uns lediglich zu Hausgenossen, nicht zu Freunden. Die anderen Pigou-Kinder hatten ihr eigenes Leben; genauso wie meine Mitschüler an der Morris-Knibb-Schule, von denen die meisten zu Hause wohnten und mich zu Recht als Einzelgänger betrachteten, dem man besser aus dem Weg ging. Entwurzelt und gekränkt, wie ich war, wurde ich immer aufsässiger, bis Mrs. Morris-Knibb meiner Mutter mitteilte, dass ich woanders vielleicht besser aufgehoben sei; damit begann eine Reihe kurzer Episoden auf neuen Schulen, an deren Namen ich mich nur dunkel erinnere: Mico, Wolmer's Boys' School, Half Way Tree. Als Michael Manley, der Premierminister von Jamaika, mir Jahrzehnte später die Ehrendoktorwürde der University of the West Indies verlieh, sagte ich zu ihm, ich sei bestimmt der einzige Empfänger dieser Auszeichnung, der die Ehre habe, auf jeder einzelnen Schule von Kingston gewesen zu sein.

Aber eine wirkliche Leidenschaft besaß ich, und eine Zeit lang war ich mir sicher, dass ich sie eines Tages zu meinem Beruf machen würde. Jeden Morgen um fünf schlich ich mich aus dem Haus der Pigous und lief zur Rennbahn, um meinem Cousin Charlie Gossen, dem besten Jockey der Insel, bei der Arbeit mit seinen Pferden zuzusehen. Charlies Mutter war Liz, meine

Lotterietante. Auf Jamaika war er eine Berühmtheit: der größte Jockey seiner Zeit. Ich half ihm beim Ausmisten der Ställe und striegelte seine Pferde, und so brachte er mir schließlich das Reiten bei. Wir glaubten beide, aus mir könnte etwas werden, bis ich einen Wachstumsschub bekam, der einfach nicht aufhören wollte. Charlie musste schon zu mir aufsehen, als er mir voller Mitgefühl erklärte, ich müsse mir neue Ziele suchen.

Im Winter 1940 holte unsere Mutter meinen Bruder und mich endlich wieder ab. Vielleicht bildete ich mir ein, sie könne die Trennung von uns einfach nicht mehr ertragen. Tatsächlich hatte es wohl eher mit dem Krieg zu tun. Die Nazis marschierten durch Europa und eroberten ein Land nach dem anderen; gerade war Frankreich gefallen. Meine Mutter war nicht die Einzige, die fürchtete, als Nächstes wäre England dran, und die britischen Kronkolonien kämen unter Naziherrschaft, bevor sie ihre Söhne dort rausgeholt hätte.

Dennis und ich freuten uns sehr, wieder bei unserer Mutter zu sein, und es dämpfte unsere Freude kein bisschen, dass ihre neueste Wohnung an der Kreuzung 114th Street, Manhattan Avenue auch ihre bisher kleinste war: ein einziges, in zwei Hälften geteiltes Zimmer, Gemeinschaftstoilette am Ende des Flurs. Wir drei schliefen auf einer Seite des Vorhangs, mit dem meine Mutter die Betten von Kochecke und Esstisch abgetrennt hatte. Meine Eltern waren jetzt juristisch getrennt. Eine Scheidung kam für sie als gute Katholiken nicht infrage. Wie ich erfuhr, lebte mein Vater mit einer Deutschen namens Edith zusammen. Meine Mutter wohnte allein, war aber mit dem Hausmeister unseres Gebäudes »befreundet«, einem sehr hellhäutigen Schwarzen namens William Wright. So wie er und meine Mutter täglich miteinander plauderten, würde es mich nicht wundern, wenn sie schon da eine Affäre gehabt hätten. Und es dauerte nicht lange, bis Bill Wright tatsächlich mein Stiefvater wurde.

Doch obwohl diese neue Freundschaft meine Mutter regelrecht beflügelte, war sie dennoch entschlossen, aus dem winzigen Zimmer in Bill Wrights Haus auszuziehen und für uns

drei eine größere Wohnung zu suchen. Und es sollte nicht die erstbeste sein. Sie hatte einen gepflegten Wohnkomplex an der 130th und Amsterdam Avenue im Auge. Der Haken war nur, dass Schwarze dort nicht erwünscht waren. Aber davon ließ meine Mutter sich nicht abschrecken. Sie stellte sich dem Makler als Spanierin vor, die über die Karibik nach Amerika gekommen sei. Mit dieser Behauptung und zwanzig Dollar bar auf die Hand gelangte sie an unsere neue Wohnung. Und so wurden auch Dennis und ich zu Spaniern.

Damit begann meine »Übergangsphase«. Als ich am ersten Tag vor dem Haus herumstand, wurde ich von griechischen und irischen Kindern gehänselt, die auch dort wohnten. »Hey, du bist ja ein Nigger«, meinten sie verblüfft.

»Nein, bin ich nicht«, sagte ich. »Ich bin kein Nigger.«

»Aber du siehst aus wie einer.«

»Bin aber keiner.«

»Du hast Haare wie einer.«

»So lange bis dir nicht auch mal die Bude überm Kopf abgebrannt ist, halt lieber die Fresse.« Mit der Haltung kam ich durch. Ich hatte sie zum Schweigen gebracht und fixierte sie mit meinem Blick, bis sie sich abwandten; ich wusste, wenn man die Wahrheit nicht auf seiner Seite hat, kommt man mit bestimmtem Auftreten am besten weiter.

Ich blieb bei meiner Geschichte – der Name Belafonte tat das seinige –, und sie glaubten mir. Bald bekam ich den Spitznamen »Frenchy«, denn ich hatte ihnen erzählt, mein Großvater väterlicherseits sei aus Martinique und meine Familie komme ursprünglich aus Europa. Zum ersten Mal gehörte ich dazu – weil ich kein Schwarzer war.

Als Frenchy rangierte ich in diesem hauptsächlich von Griechen und Iren bewohnten Viertel über den wenigen schwarzen Schülern, die auf die Junior High School P.S. 43 gingen. Im Speisesaal saß ich mit meinen neuen weißen Freunden zusammen. Nach der Schule traf ich mich mit ihnen zum Basketball und anderen Spielen, und da ich sehr sportlich war, wurde ich immer als Erster gewählt. Aber weiter ging die Kameradschaft nicht. Ich wurde akzeptiert, jedoch nur als Gast. Ich war kein

Mitglied ihres Stammes. Zu ihren Partys wurde ich nicht eingeladen. Und ich war klug genug, mich nie mit einem der weißen Mädchen zu verabreden. In den Schulpausen konnte ich mit ihnen plaudern, aber hätte ich eine von ihnen gefragt, ob sie mit mir ins Kino geht, hätte sie mich nur aufrichtig erstaunt angesehen und eine fadenscheinige Ausrede nach der anderen runtergeleiert.

Ich saß zwischen allen Stühlen, zwischen Weiß und Schwarz, New York und Karibik. Nur eins stand fest: Ich war arm. Das schränkte meinen gesellschaftlichen Handlungsspielraum genauso ein wie meine zweifelhafte Hautfarbe und mein krauses Haar. Für die Kinder aus der Mittelschicht – deren Eltern Metzger, Feuerwehrleute oder Bauarbeiter waren – gehörte ich zu einer niedrigeren Klasse, vermutlich sogar zu der untersten, die sie sich überhaupt vorstellen konnten: Sohn einer alleinstehenden Frau, die als Haushaltshilfe arbeitete.

Diese einsame Zeit der Entfremdung und Identitätsverwirrung wurde mir zusätzlich erschwert durch die hartnäckigen Versuche meiner Mutter, mich ständig zu überwachen; im Teenager-Alter wurde das allmählich besser, und schließlich gab sie es ganz auf. Was sich jedoch nicht änderte, war, dass ich sie zu einer politischen Versammlung nach der anderen begleiten musste.

Dass es ihr während der Depression nicht gelungen war, ihre gesellschaftliche Stellung wie erträumt zu verbessern, hatte sie verbittert, und ihre politischen Ansichten, die sie schon immer mit Nachdruck vertreten hatte, waren noch radikaler und strenger geworden. Einer ihrer Helden war Marcus Garvey, der schwarze Nationalist, der wie meine Mutter im jamaikanischen St. Ann Parish zur Welt gekommen war. Garvey hatte die United Negro Improvement Association (UNIA) mit dem kühnen Ziel gegründet, Schwarze auf der ganzen Welt zu vereinen und zu ihren afrikanischen Wurzeln zurückzuführen. Er hatte sich sogar für ein neues afrikanisches Heimatland in Liberia mit eigenen Schulen und eigener Industrie ausgesprochen, wo sich die gesamte schwarze Diaspora sammeln sollte, nicht anders, als es mit Israel eine Generation später geschah. J. Edgar Hoover,

damals ein junger Mann und Leiter der »antiradikalen« Abteilung dessen, woraus das FBI entstehen sollte, hatte es im Jahr meiner Geburt zustande gebracht, ihn nach Jamaika abschieben zu lassen. Garvey starb etwa um die Zeit, als ich nach New York zurückkehrte. Aber sein Traum lebte weiter. Für mich war Garvey nur ein dicker Schwarzer mit einem albernen Admiralshut auf dem Kopf, aber für meine Mutter, die regelmäßig die Versammlungen seiner Anhänger in Harlem besuchte, war er ein Fanal der Hoffnung. Später erkannte ich, dass Garvey auf seine Weise einer der Urväter der Bürgerrechtsbewegung war.

Schließlich heiratete meine Mutter Bill Wright. Was blieb ihr auch anderes übrig: Sie war schwanger mit meinem Bruder Raymond, dem ein Jahr später noch meine Schwester Shirley folgte. Bill war ein freundlicher Mensch, ganz anders als mein Vater – und Dennis und ich hatten ihn ziemlich gern. Bill hatte nur einen Fehler. Er trank. Aber er hatte auch eine Eigenschaft, die das wettmachte. Anders als mein Vater neigte er nicht zu Gewalt. Mit Raymond und Shirley verband mich nicht viel, da ich so viel älter war als die beiden. (Erst später haben Shirley und ich ein enges Verhältnis entwickelt, nachdem ich sie vor der katholischen Kirche gerettet hatte.) Ich freute mich für meine Mutter; nur sie selbst schien sich an den neuen Entwicklungen nicht erfreuen zu können. Die Armut hatte sie zermürbt. Sie war einfach nicht mehr fähig, Glück zu empfinden, falls sie das überhaupt jemals gekonnt hatte. So liebevoll ihr neuer Ehemann sein mochte, schien ihre Bestimmung darin zu liegen, sich zu quälen und zu grämen und ihren einzigen Trost in der Kirche zu suchen.

Wer sich vollkommen überraschend entwickelte, war mein Vater. Als ich vierzehn war, hatte er sich in einen anderen Menschen verwandelt. Davon konnte ich mich immer an den Freitagnachmittagen überzeugen, wenn ich mit der Subway nach Manhattan fuhr, um die wöchentlichen Alimente abzuholen, die er nach einem Gerichtsbeschluss an meine Mutter zu zahlen hatte.

Mein Vater arbeitete immer noch als Koch, jetzt aber nur noch an Land, in der Kellerküche eines belebten Restaurants

am Union Square. Er musste seinen Leuten ständig Befehle zubrüllen, weshalb für Gespräche nie viel Zeit blieb. Aber so stressig der Job auch sein mochte, er wirkte dennoch entspannter. Nicht einmal, dass er mir jedes Mal einen Umschlag mit Geld überreichen musste, verdarb ihm die Stimmung. Beim ersten dieser Besuche stellte er mich Edith vor, einer kräftig gebauten Kellnerin mit starkem New Yorker Akzent und kantigen Gesichtszügen – ganz anders als meine schöne Mutter, aber heiter und freundlich. Bald darauf wurde sie die neue Frau meines Vaters.

Nach der Hochzeit besuchte ich sie gelegentlich in der Bronx, wo sie in einem Viertel lebten, in dem es nur so wimmelte von Ediths Verwandten, die zur Überraschung meines Vaters allesamt große Stücke auf ihren neuen Gatten hielten. Sie bemerkten genau wie ich, dass er sie vergötterte. Wenn sie ihn bat, irgendeine Kleinigkeit zu erledigen, legte er sofort los. Wenn sie beim Essen irgendetwas erzählte, lauschte er und nickte; wenn sie Witze machte, lachte er. Wer *war* dieser Verstellungskünstler? Was hatte sie mit meinem Vater gemacht? Denn das war ganz bestimmt nicht der Mann, der bei der kleinsten Bitte meiner Mutter aus der Haut gefahren war und sie und dann auch mich blutig geschlagen hatte. Aber er war es eben doch, und das verstand ich nicht. Wie hatte diese bodenständige Deutsche meinen Vater verzaubert, und warum war das meiner liebevollen, stets korrekten Mutter nicht gelungen? Vermutlich war ihr ständiges Nörgeln einer der Gründe, dann aber auch ihre tief verwurzelte Überzeugung, dass Männer nichtsnutzige Wesen seien, die sie nur enttäuschen konnten. Im Fall meines Vaters war das vielleicht eine sich selbst erfüllende Prophezeiung gewesen. Ein weiterer Grund war, wie ich später erkannte, dass sie beide so viel tranken. Armut, Jugend und Alkohol: eine üble Kombination, verstärkt noch durch die Ängste, die man als illegaler Einwanderer ständig auszustehen hat.

Ich selbst hatte mit vierzehn keine Sorgen wegen meiner Staatsbürgerschaft. Ich mochte arm sein, war aber immerhin auf amerikanischem Boden geboren. Nur über alles andere musste ich mir Sorgen machen. Zum Beispiel darüber, wer

ich eigentlich war. Als ich an der Washington High School in die neunte Klasse kam, war meine »Übergangsphase« beendet, aber nicht durch irgendeine dramatische Wende, sondern einfach, weil ich gelernt hatte, mich an schwarze Schüler zu halten, nicht an weiße. Die Frage, welcher Gruppe ich mich anschließen sollte, war damit erledigt. Aber jetzt ging es los mit der Frage, zu welcher Gang man gehörte. Zu den Midtown Midgets? Den Scorpions? Den Sharks? Den Spiders? Sie alle bekämpften sich mit Steinen, mit Messern, mit Ketten, mit Schlagringen und selbst gebastelten Pistolen – mit allem, was sie kriegen konnten. Es gab schwarze Gangs und hispanische Gangs, aber ich wollte mit keiner etwas zu tun haben. Dass man dauernd an seine Rasse erinnert wurde – und die täglichen, von der Hautfarbe heraufbeschworenen Anlässe zu Schlägereien –, entfremdete mich mehr als je zuvor von meiner Umgebung. Auch die Schule frustrierte mich. Das Lesen bereitete mir immer noch so viel Schwierigkeiten, dass ich schon fürchtete, ich könnte in sämtlichen Fächern durchfallen. Die erste Hälfte des neunten Schuljahrs schaffte ich, danach stieg ich aus.

Meine Mutter war verzweifelt, als ich ihr das mitteilte. Ich erinnere mich genau an ihre bekümmerte Miene, so bitter enttäuscht hatte ich sie noch nie gesehen. Ich hatte sie schon einmal enttäuscht, als ich den Klavierunterricht abgebrochen hatte, und jetzt hatte ich auch noch die Highschool geschmissen. Sie ließ mich das jeden Tag spüren. Nie habe ich mich in meiner Haut so unwohl gefühlt wie in diesem Jahr. Um Geld zu verdienen und von ihr wegzukommen, nahm ich alle möglichen Jobs an. Für einen Lebensmittelladen lieferte ich Waren aus und schleppte Sachen aus dem Keller in die Verkaufsetage. Im Garment District schob ich Kleiderständer durch die Straßen. Ich arbeitete bei einem adoptierten karibischen Onkel namens Vincent Newby, der eine Schneiderei betrieb, lieferte Kleider aus und lernte die Bügelmaschine bedienen. Ah, jetzt ging es aufwärts mit mir! Ich konnte bügeln! Mit etwas Glück hätte ich am Ende vielleicht meine eigene kleine Schneiderei. Ich konnte mir nichts Besseres vorstellen. Ich konnte mir nur viel Schlechteres vorstellen.

Um diesen Sorgen zu entgehen, schlüpfte ich eines Tages ins Kino, wo Humphrey Bogarts neuer Film *Sahara* lief. Eigentlich interessierte mich nur Bogie, aber dann zog mich ein schwarzer Schauspieler namens Rex Ingram in seinen Bann. Ingram spielte einen sudanesischen Soldaten, der sich in Nordafrika einer Gruppe versprengter alliierter Soldaten anschließt. Auf ihrem Zug durch die libysche Wüste stieß dieser zusammengewürfelte Haufen schließlich auf ein deutsches Regiment. In einer Szene verfolgt Ingram einen Nazioffizier, warf ihn zu Boden und drückte ihn mit dem Gesicht in den Wüstensand. Was dann folgte, war ein Bild in Nahaufnahme, das sich mir unvergesslich eingebrannt hat: Ingrams schwarze Hand, die den Nazisoldaten im Sand erstickte, während die Deutschen ihn mit Kugeln durchsiebten. Ingrams Rache rüttelte mich auf. Nie hatte ich einen Film gesehen, der einen Schwarzen so heldenhaft zeigte. Ja, dachte ich. Das war mein Krieg!

Kurz nach meinem siebzehnten Geburtstag – am 1. März 1944 – sagte ich meiner Mutter, dass ich zur U.S. Navy gehen werde. Auch viele andere Siebzehnjährige meldeten sich freiwillig; sie brauchten nur die schriftliche Einwilligung eines Elternteils. Es waren patriotische Zeiten, die Vereinigten Staaten engagierten sich an beiden Schauplätzen des Zweiten Weltkriegs, und das Blatt begann sich gerade für die Alliierten zu wenden. Die Navy faszinierte mich von allen Waffengattungen am meisten; Matrosen mussten nicht durch Schlamm marschieren und wurden nicht im Flugzeug abgeschossen, sondern fuhren zur See, und das hatte mir schon bei meinen Fahrten nach Jamaika und zurück gefallen.

Meine Mutter saß schweigend im Wohnzimmer, als ich meine Sachen packte, und brachte es kaum über sich, mich zur Tür zu begleiten. Ich sagte, nach meiner Rückkehr werde ich viel zu erzählen haben, und ging. Ich hatte keine Ahnung, was die Zukunft für mich bereithielt, und dachte nicht im Traum daran, dass ich eines Tages nach vielen Umwegen mit einem Mikrofon auf der Bühne stehen würde.

Ich fuhr mit dem Zug nach Chicago zum größten Ausbildungslager der U.S. Navy, das nördlich der Stadt am Michigan-See lag. Erst später wurde mir klar, dass ich mich zugleich auf eine ganz andere Reise begeben hatte. Die Zeiten, in denen ich als »Frenchy« durchgegangen war, lagen hinter mir. Aber als in New York geborener Sohn westindischer Einwanderer konnte ich nicht wissen, ob oder wie ich mich in die breite Masse der amerikanischen Schwarzen einfügen konnte. Und so gut ich die Armut in den Städten kennengelernt hatte, war mir die Rassistrennung in ihrer ganzen Schärfe noch nicht begegnet. Das Leid der Südstaaten neger war mir so fern wie das von Haile Selassies zerlumpten Äthiopiern, die von den gut ausgerüsteten Divisionen der faschistischen italienischen Armee niedergemäht wurden. Selassie war auch einer der schwarzen Politiker, deren Sache sich meine Mutter zu eigen gemacht hatte. Mir aber war noch längst nicht klar, dass die in den Südstaaten herrschenden Verhältnisse, die Armut und die Vorurteile, mich als Schwarzen in Amerika und überhaupt als Amerikaner durchaus etwas angingen.

Diese Erkenntnis kam mir erst bei der Ankunft in der Naval Station Great Lakes, wo ich einem nur für Schwarze bestimmten Lager zugeteilt wurde: Robert Smalls, eines von etwa zehn – alle anderen in diesem riesigen Navy-Komplex waren für Weiße. Damals eine Selbstverständlichkeit: 1944 herrschte in allen Waffengattungen der amerikanischen Armee Rassentrennung. Was mich erstaunte, war die ungeheure Vielfalt an amerikanischen Schwarzen, die hier versammelt waren. Da gab es die von den Farmen im ländlichen Süden, die mit so starkem Akzent sprachen, dass ich manchmal einen Dolmetscher brauchte.

Da waren Intellektuelle aus dem Norden, die mir nicht weniger exotisch vorkamen. Aber zu ihnen fühlte ich mich eher hingezogen. Zumindest konnte ich verstehen, was sie sagten, und ihre politischen Debatten faszinierten mich. Aktuell ging es darum, ob Schwarze überhaupt an dem Krieg teilnehmen sollten oder nicht. Bis vor Kurzem waren sie nur als Küchenhilfen, Ladeschützen und Schauerleute zugelassen gewesen; noch immer hatten sie so gut wie keine Aufstiegschancen. Manche glaubten, wenn schwarze Kompanien sich erst einmal mutig in den Kampf stürzten, würden die Rassenvorurteile in Amerika sich legen, was ihnen nach dem Krieg ganz neue Möglichkeiten eröffnen könnte. Andere konnten darüber nur lachen. Diese Zyniker waren ausnahmslos Eingezogene, die gegen ihren Willen in den Krieg geschickt wurden. Ihre Bemerkungen über die schwarzen Freiwilligen waren so sarkastisch, dass ich mein wahres Alter verschwieg, mich älter machte und behauptete, ebenfalls eingezogen worden zu sein. Aber wenn ich es einmal wagte, Fragen zu stellen, zeigte sich, wie naiv ich noch war. »Wo kommt denn dieser Chihuahua her?«, fragte einer der Intellektuellen. Und wie man einem Hund Knochen hinwirft, warf er mir einen Stapel politische Broschüren hin, und ich begann zu lesen.

Immer wieder tauchte der Name W.E.B. Du Bois in diesen Broschüren auf. Du Bois war 1909 einer der Gründer der National Association for the Advancement of Colored People gewesen, die gegen rassistische Gewalt und Diskriminierung kämpfte. Fasziniert las ich, dass er und Marcus Garvey, der Held meiner Mutter, erbitterte Gegner gewesen waren: Du Bois sprach sich für Integration aus, Garvey war für strikte Trennung. Du Bois, der erste Farbige, der an der Harvard University seinen Doktor machte, träumte von einer schwarzen Elite, die eines Tages allein durch ihre Intelligenz die höchsten Stellen in der Politik, in der Wall Street und im akademischen Leben einnehmen würde: das »talentierete Zehntel«, wie er das nannte. Garvey hingegen wendete sich an die Arbeiterklasse; für ihn war Du Bois ein Snob.

Außer den Broschüren bekam ich von meinen neuen Stubenkameraden auch Du Bois' neues Buch *Dusk of Dawn*, das

vom Streben der Afroamerikaner nach Freiheit handelt. Während ich dieses und andere Bücher verschlang, bemerkte ich, wie oft er in Fußnoten auf andere Gelehrte und ihre Werke hinwies. Dabei fiel ein Name häufiger als alle anderen. Entschlossen, diese schwarzen Intellektuellen zu beeindrucken, fuhr ich bei nächster Gelegenheit mit dem Zug nach Chicago und ging in die Bibliothek. Um Bücher auszuleihen, musste ich nur meine Dienstmarke vorzeigen; Soldaten durften Bücher in die Kaserne mitnehmen und konnten sie von dort einfach wieder zurückschicken.

»Ja, wie kann ich Ihnen helfen?«

Die Frau am Informationsschalter war Anfang sechzig, sie hatte grauweißes Haar, eine gesunde rote Gesichtsfarbe und schöne blaue Augen. Sie hätte Mr. Pigous Schwester sein können. Als ich ihr die Liste der Bücher zeigte, die ich haben wollte, wurde sie leicht blass. Ich hatte ein knappes Dutzend Titel aufgeschrieben. »Das sind zu viele«, sagte sie freundlich.

»Dann machen wir's einfacher, Ma'am«, sagte ich. »Geben Sie mir nur alles, was Sie von Ibid haben.«

Sie sah mich an. »Einen Autor dieses Namens gibt es nicht«, sagte sie.

»Sind Sie sicher?«, fragte ich gereizt.

»Nein, sicher bin ich mir nicht«, antwortete sie.

»Wären Sie so freundlich, einmal nachzusehen?«, entgegnete ich.

Sie warf einen leicht genervten Blick auf die Schlange der Leute, die hinter mir warteten.

»Ich würde das gern erfahren, bevor der Krieg vorbei ist«, sagte ich etwas hochmütig.

Die Bibliothekarin senkte den Kopf, ging noch einmal zur Kartothek und brachte den mit IA-IC markierten Kasten mit. »Überzeugen Sie sich selbst«, sagte sie. »Es gibt dort keinen Ibid.«

Aufgebracht blaffte ich sie an. Sie wurde ganz klein und war sichtlich beschämt, aber ich stürmte hinaus, noch bevor sie etwas erwidern konnte. Zurück im Stützpunkt erzählte ich meinen Kameraden, was passiert war. Zu meiner Demütigung

brachen sie in schallendes Gelächter aus. Schließlich klärten sie mich auf, was für eine Riesendummheit ich begangen hatte. Wenn ein Autor ein Buch einmal als Quelle komplett angegeben habe, könne er bei weiteren Erwähnungen und Zitaten statt des vollständigen Titels einfach »Ibid« schreiben. »Das ist eine gebräuchliche Abkürzung«, wurde mir erklärt. Jetzt hatte ich es kapiert. Die arme Bibliothekarin!

Beim nächsten Urlaub fuhr ich wieder nach Chicago, aber die kleine alte Dame war nicht mehr da. Wie ich erfuhr, hatte sie ehrenamtlich in der Bibliothek gearbeitet. Ob ich sie davon geheilt hatte? Hatte ich sie mit meinem Geschimpfe entmutigt? Ich blieb noch eine Weile und wartete auf sie, aber vergebens. Danach habe ich überall, nicht nur in Chicago, wenn ich von hinten eine Frau erblickte, die ihr ähnlich sah, meine Schritte beschleunigt und sie von der Seite angeschaut, immer in der Hoffnung, endlich die Chance zu haben, mich bei ihr zu entschuldigen. Aber ich habe sie nie mehr gesehen.

Gegen Ende der Grundausbildung wurden die neuen Rekruten der Navy einem IQ-Test unterzogen. Zu meiner Überraschung schnitt ich viel besser ab, als ich nach meinen schulischen Leistungen erwartet hatte. Ich zeigte eine besondere Begabung für Organisation, die mich für eine Ausbildung als Lagerverwalter qualifizierte: als Verantwortlicher für Vorratshaltung. Mit einem ganzen Zug voll anderer zukünftiger schwarzer Lagerverwalter ging es nach Hampton, Virginia. Wir wurden in provisorischen Baracken auf dem Campus des Hampton Institute untergebracht, einem College, das 1868, nach dem Bürgerkrieg, auf dem Gelände einer Plantage gegründet wurde und ehemalige Sklaven zu Lehrern ausbildete. Jetzt wurden dort Geisteswissenschaften gelehrt, aber die Studenten waren immer noch ausschließlich Schwarze. Nur wenige wirkten erfreut, uns zu sehen. Die Anwesenheit von Matrosen, meinten sie, beeinträchtigte die akademische Atmosphäre. Die Collegeverwaltung sah das zweifellos genauso, aber man profitierte natürlich davon, dass man uns »Teerjacken« aufnahm. Unter anderem hatte die Navy dem Campus ein riesiges Schwimmbecken und eine

Sportanlage spendiert, die nicht nur von den Matrosen, sondern auch von allen anderen Studenten benutzt werden dürfen; dazu kamen etliche neue Baracken, Unterrichtsräume und andere Bauten.

Das Herbstsemester hatte noch nicht angefangen, als wir Ende August 1944 auf dem Campus eintrafen und zackig über den Rasen marschierten, Seesäcke auf den Schultern, die Mütze exakt im richtigen Winkel, Augen geradeaus. Irgendwie gelang es uns allen, am Rand unseres Blickfeldes die hinreißende Studentin zu bemerken, die auf einem kleinen Hügel zu einer Gruppe Studienanfänger sprach, die sich im Halbkreis um sie herum aufgestellt hatten. Sie stand ein wenig höher als ihre Zuhörerschaft, und so konnte auch sie uns sehen. Sie hatte eine perfekte Figur und eine herrliche milchkaffeebraune Haut. Sogar ihre Haare waren perfekt. »Du solltest nur eine Frau mit guten Haaren heiraten«, hatte meine Mutter mir eingeschärft. Gute Haare, das hieß glatte Haare. Und diese Studentin hatte glattes, glänzendes, schulterlanges Haar! Ich war sofort verliebt. Ich schwor mir auf der Stelle, sie zu heiraten. Erst später erfuhr ich, dass sie an der Spitze der Fraktion stand, die sich gegen die Anwesenheit der Matrosen auf dem Campus aussprach.

Bis zu meinem ersten Rendezvous mit Frances Marguerite Byrd dauerte es eine Weile. Sich überhaupt mit jemandem zu verabreden, war nicht einfach; die Matrosen hatten sich in einem besonderen Bereich aufzuhalten, der mit einem Zaun vom übrigen Campus abgetrennt war, und unsere Vorgesetzten hatten uns jeglichen Kontakt zu den Studentinnen verboten.

Auch beim zweiten Mal sah ich sie nur von Weitem. Ich war Zuschauer bei einem Football-Match – Hampton war in der schwarzen College-Liga – und sah von meinem Tribünenplatz aus ein Chevrolet-Kabrio langsam um das Spielfeld herumfahren. Auf dem zurückgeklappten Verdeck saß die Schönheitskönigin des Hampton Institute und winkte der Menge zu. Da war sie wieder! Wahrscheinlich erfuhr ich an diesem Tag ihren Namen, aber um sie kennenzulernen, musste ich auf die nächste Campus-Party warten.